

Mathias Leopold

ARMATIN

K u r z g e s c h i c h t e n

2013 - 2015

ESNOSTRA

**ARMATIN - Kurzgeschichten
2013 - 2015**

Mathias Leopold

Dies ist eine Kurzgeschichtensammlung aus dem ARMATIN-Universum. Mehr kostenlose Kurzgeschichten sind erhältlich unter www.armatin.net

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

©2013 - 2016 Mathias Leopold

Inhaltsverzeichnis

Vorwort und Danksagung.....	4
technisch lebendig, Teil 1.....	6
technisch lebendig, Teil 2.....	13
Ansichtssache.....	21
Fachidioten.....	26
Menschen und andere Überraschungen.....	29
Am Lagerfeuer von Grosswalden.....	32
Die Augen der Anderen.....	37
Die Helden von Rossminterolta.....	46
Vor der Tür.....	61
Das Nova-Experiment.....	69
Karriereleiter.....	77
Erral Derr.....	83
Heimaturlaub.....	90
Alte Freunde.....	96
Zwei Wege.....	101
Strategische Spekulationen.....	112
Ein Fall für Zebron.....	116
Bitte warten!.....	124
Pogonomyrax.....	130
für den demokratischen Wandel.....	137
Hintertüren.....	140
Antigravitonen.....	145

Vorwort und Danksagung

Seit Ende 2013 schreibe ich Science-Fiction Kurzgeschichten und habe diese bislang fast ausschließlich auf meiner eigenen Webseite www.armatin.net veröffentlicht. In diesem eBook gebe ich einen vollständigen Überblick über alle bisher erschienenen Kurzgeschichten. Ich habe sie chronologisch sortiert, damit sie aufeinander aufbauen können.

Natürlich werden auch weiterhin kostenlose Kurzgeschichten auf armatin.net erscheinen, es lohnt sich also, dort immer mal wieder vorbeizuschauen oder sich vielleicht auch im Rundbrief anzumelden.

Ich persönlich sehe meine Kurzgeschichten als integralen Bestandteil des ARMATIN-Universums und auch aller Bücher an. Sie dienen als Bindeglieder zwischen den Büchern, erklären Elemente, die in den Büchern den Geschichtsfluss stören würden und machen die Gesamterfahrung einfach rund. Sicherlich kann es vorkommen, dass der eine oder andere einzelne Elemente aus den Geschichten noch nicht zuordnen kann, später aber einen »Aha!«-Effekt haben wird, wenn er weitere Geschichten liest. Somit sollen die Geschichten natürlich auch Lust auf mehr machen, richten sich aber nicht unbedingt immer an den »neuen Leser«.

Für mich ist die Gratwanderung, auf der einen Seite interessante Kurzgeschichten zu bringen, die jeder lesen kann, ohne zu viele Spoiler zu bekommen und auf der anderen Seite den »erfahrenen Leser« nicht zu langweilen.

Ich danke den folgenden Personen für Inspirationen, Unterstützung und Korrekturen an den vorliegenden Geschichten (in alphabetischer Reihenfolge): Conrad Buck, Benjamin Carstens, Birgit Deitenbach, Andreas Irle, Sebastian Peters, Roland zum Busch und dem Team von www.cluewriting.de. Meiner Frau Gabi möchte ich danken, dass sie mir vor allem in der Endphase dieses Buchs immer wieder von unserer knappen gemeinsamen Zeit eingeräumt

hat, um daran zu arbeiten. Ich danke Gott, dem Herrn, für alle Inspiration, für alle Bewahrung (im kreativen Bereich und auch überall sonst) und für die Lust am Schreiben!

Und jetzt viel Spaß mit den Geschichten!

Euer

Mathias Leopold

technisch lebendig, Teil 1

Überrascht stellte ich meine Tasse Kaffee auf den kleinen, schlecht ausbalancierten Tisch zurück.

»Hallo, Intar! Was machst du denn hier?«, fragte ich quer über die Terrasse und stand auf. Mein alter Klassenkamerad, Intar Horn, bemerkte mich und kam mit ausgestreckter Hand auf mich zu. In der anderen balancierte er ein Tablett, auf dem neben einer eigenen Tasse Kaffee ein Stück Kuchen Platz gefunden hatte.

»Akelon Mesch! Schön, dich zu sehen! Kann ich mich zu dir setzen?«, fragte der ehemalige Klassenbeste und sah über die anderen Tische des Cafés in WINDIG. Sie waren fast alle voll.

»Klar! Ich hätte erwartet, dass du noch auf ARATIS bist«, sagte ich und nahm meine Jacke vom zweiten Stuhl. Intar zwängte sich zwischen den eng gestellten Tischen auf der Terrasse durch und ließ seinen Blick über das tolle Panorama schweifen, das sich uns eröffnete. Die ersten warmen Tage des Jahres 4482 hatten viele Menschen hier her gebracht, die die Sonne, den warmen Wind und das atemberaubende Panorama genießen wollten.

»Ich bin erst gestern zurückgekommen. Tos ist auch wieder hier, aber mein Bruder besucht jetzt erst mal Freunde«, sagte Intar und rückte sein Tablett zurecht.

»Wie geht es dir?«, fragte ich. Intar wirkte etwas blass, aber sonst war er noch derselbe, den ich schon seit Jahren kannte. Es war für mich immer noch kaum zu glauben, dass ausgerechnet die beiden Horns zu den ersten Menschen gehörten, die überhaupt die Toach besuchten. Und länger als die Brüder war bisher noch kein Mensch dort geblieben.

»Ganz gut soweit. Die letzten Wochen auf ARATIS waren sehr anstrengend, dafür war die Reise zurück nach ARMATIN ruhig und entspannend. Die Heimatwelt der Toach ist halt wirklich sehr weit weg! Und wie geht es dir? Wir haben uns

einige Jahre nicht mehr gesehen!«, sagte Intar. Der Wissenschaftler nippte vorsichtig an seinem heißen Kaffee.

»Wie immer. Die Kinder werden größer, im Biolabor gibt es viel Arbeit und ich freue mich immer auf den nächsten Urlaub«, zählte ich auf. Intar lächelte nur. Er hatte keine Familie gegründet. Meine Frau sagt immer, er sei mit der Wissenschaft verheiratet. Wahrscheinlich hat sie recht. Schweigend tranken wir beide einen Schluck Kaffee, bis ich einfach meine Frage stellen musste:

»Wie sind die denn so, die Toach?«

»Was weißt du denn schon von ihnen?«, fragte Intar zurück und stach mit der Gabel in den Kuchen. Ich kramte kurz mein ganzes Wissen zu dieser neu entdeckten Spezies zusammen. Das Meiste davon hatte ich aus den Berichten der Medien, die sich auf die Berichte der ersten zurückgekehrten Expedition aufbauten:

»Sie sollen eine eigenständige Spezies sein, aber sogar untereinander recht unterschiedlich aussehen. Sie arbeiten mit den Xoß und den Trisol zusammen und bilden so eine Art Gemeinschaft mit ihnen. Die Hauptwelt ist ARATIS und sie brauchen keine Raumschiffe, weil einige von ihnen selbst durch das All reisen können. Ich habe ein paar Bilder von ihnen gesehen: Meiner Meinung nach wirken sie wie Roboter. Ist es wahr, dass sie keine Biologie haben, sondern nur Technik?«, fragte ich interessiert. Intar hatte gerade den Mund voll und kaute auf dem Stück Kuchen herum und machte die typischen ausweichenden Kopfbewegungen, die er auch in der Schule schon immer gemacht hatte. Ich fand es sehr erfrischend, dass sich manche Dinge offenbar nie änderten.

»Kommt drauf an, was du meinst. Wenn man nach ARATIS fliegt, fällt einem zuerst die atemberaubende Natur auf. Der Planet wirkt grün und blau, hat auf den ersten Blick sogar eine gewisse Ähnlichkeit mit ARMATIN. Erst, wenn man tiefer geht, bemerkt man die ersten Unterschiede. Aber auf der Oberfläche gibt es Wälder und Wiesen, Steppen und sogar landwirtschaftliche Nutzflächen! Ich habe Tiere gesehen,

einige technisch, aber die meisten waren biologisch«, berichtete Intar.

»Was wollen die Toach denn mit biologischen Tieren?«, fragte ich erstaunt.

»Sie sind große Liebhaber von allem Biologischen. Sie züchten Tiere, kreuzen Spezies von anderen Planeten und modifizieren sogar ihre Genetik, um sie bei sich zu Hause in die Biosphäre integrieren zu können. Amarita, die uns über lange Zeit begleitet hat, berichtete uns, dass ihr Planet früher nichts als ein Stein im All gewesen ist. Erst die Toach haben daraus einen blühenden Garten gemacht«, sagte Intar weiter und aß noch eine Gabel voll Kuchen. Er sah aus wie jemand, der schon lange keinen richtigen Kuchen mehr bekommen hatte.

»Ein weiblicher Toach?«, fragte ich skeptisch. Ich hatte mir noch nie Gedanken darüber gemacht, ob es männliche und weibliche Technik geben könnte.

»Ja! Tos und ich waren auch sehr erstaunt. Die Toach bilden Familien und all so was. Was meinst du, was wir alles gefunden haben, als wir unter die Oberfläche von ARATIS gesehen haben. Darum geht es auch in unserem Buch, das wir morgen in PRIMTON vorstellen werden. Tos wollte bis dahin auch wieder da sein.« Intar ließ seinen Blick über das weite Tal vor uns schweifen. Er überlegte einen Moment.

»Du kannst dir das Leben auf ARATIS am besten in drei Dimensionen vorstellen: Sie leben auf schwebenden Städten über dem Land und sogar in Städten im Orbit ihres Planeten. Und auch unter der Oberfläche geht es kilometertief hinunter. Und je weiter du runter kommst, desto seltsamer werden die Toach.«

»Na, das, was ich von ihnen bisher gesehen habe, reicht mir schon an seltsamen Eigenschaften. Schwer vorzustellen, dass es da noch mehr gibt!«, sagte ich.

»Viel mehr! Es fängt gleich unter der Oberfläche an. Amarita, diese junge Toach, hat uns angeboten, uns die Unterwelt zu zeigen. Tos und ich waren gleich einverstanden

und nach kurzer Vorbereitung ging es los. Ich hatte noch keine Idee, wie tief wir wirklich kommen würden. Das Erste, worauf wir trafen, waren die Transportwege der Toach. Wir hatten uns schon gewundert, dass es auf der Oberfläche keine breiten Straßen und abgesehen vom Flugverkehr keine nennenswerten Bewegungen auf Straßen gab. Der eigentliche Verkehr findet in einem gewaltigen Tunnelsystem unter und zwischen den Städten statt«, berichtete er. Er kramte in seiner Umhängetasche und holte ein Anzeigegerät heraus. Er hatte Bilder gemacht und zeigte mir zwei oder drei Einstellungen aus dem Tunnelsystem. Es war gewaltig, mehrspurige Straßen mit dichtem Verkehr in beiden Richtungen lagen unter dem polierten Stein des hell erleuchteten Tunnels.

»Was ist denn das?« fragte ich und deutete auf einen Teil im vierten Bild, das er mir zeigte. Für mich sah es nach einem Verkehrsunfall aus: Einige gewaltige Maschinen waren umringt von unterschiedlichsten Toach.

»Das ist Agason, ein Tunneltoach. Ich habe mich kurz mit ihm unterhalten«, sagte Intar und deutete auf die größte der Maschinen.

»Das ist ein auch Toach?«, fragte ich sehr erstaunt.

»Unglaublich, nicht wahr? Agason wird gerade zum Arzt transportiert und muss in diesem Halteareal die Hauptverkehrszeit abwarten, da er als Schwertransport mindestens zwei Spuren einnimmt. Solche Halteareale gibt es häufiger da unten«, sagte Intar und zeigte noch ein Bild, wo ein winkender Tos vor dem gewaltigen Toach stand und einen guten Größenvergleich zuließ.

»Wir haben den uralten Tunneltoach dann zum Arzt begleitet. Zwischendurch hat er uns erzählt, dass er zu den ältesten seines Volkes zählt und zusammen mit seiner Frau Pepsa viele der Tunnel selbst angelegt hat.«

»Wie alt werden die Toach denn?«, fragte ich und nahm noch einen Schluck von meinem langsam kälter werdenden Kaffee. Intar zeigte mir in schneller Folge noch ein paar Bilder von der weiteren Reise zum Arzt, während er antwortete:

»Das ist unterschiedlich. Zwischen ein paar Jahren und Jahrtausenden ist alles dabei. Grob kann man sagen: Je größer ein Toach ist, desto älter wird er.«

Mir wollte das Konzept mit den sterblichen Toach nicht so richtig in den Kopf. Sie waren doch technische Geräte, Elektronik, Hydraulik, Mechanik, Metall, Glas und Kunststoff. Programmierung, wenn man die dazu zählen konnte. Aber Leben? Und Tod?

»Was bezeichnet denn ein Toach als Tod?«, wollte ich wissen.

»Ein Toach gilt als tot, wenn sein Hauptcomputer nicht mehr funktioniert oder die Energieversorgung auf Dauer zusammenbricht. Hirntod und Herzstillstand, in biologischen Begriffen«, erklärte Intar.

»Kann man sie denn nicht immer wieder reparieren?«, fragte ich skeptisch. Intar lächelte und zeigte mir das nächste Bild.

»Einige Dinge kann man offensichtlich nicht reparieren. Den Rest aber schon: Noch weiter unten gibt es die Ärzte für die großen Toach. Amarita war mit uns da, als sie Agason behandelt haben. Er brauchte eine neue Kette auf der rechten Seite, die alte war angebrochen und verschlissen«, sagte er und zeigte mir ein Bild, wo ein Toach in Menschenform – augenscheinlich der Arzt – neben dem gewaltigen Agason stand, der mich mehr an einen Bagger als irgend etwas anderes erinnerte. An der rechten Raupenkette unter ihm arbeiteten Dutzende kleiner Dinger, die ich vor wenigen Minuten noch als Roboter bezeichnet hätte. Ich tippte auf eines dieser Dinger.

»Sind das auch Toach?«, fragte ich Intar.

»Natürlich! Die einzigen Roboter, die du auf ARATIS finden wirst, sind die elektronischen Tiere. Alles Andere sind Toach«, erklärte der Forscher. Wieder zeigte er mir in schneller Folge einige Bilder, während sicherlich auch sein Kaffee langsam kalt wurde. Nach und nach wurde die Laufkette des

Tunneltoach ersetzt, schließlich zogen sich die kleinen Montagetoach zurück.

»Habt ihr denn auch mit diesen kleinen Toach gesprochen?«, fragte ich, während Intar noch etwas von seinem Kuchen aß. Er schüttelte den Kopf und antwortete mit halbvollem Mund:

»Die konnten nicht mit uns sprechen, dafür waren sie technisch nicht ausgelegt.«

»Ich finde das alles sehr verwirrend!«, gab ich zu. Intar lächelte und nickte.

»Kann ich mir vorstellen! Wir sind von Amarita auch dorthin geführt worden, wo die Toach zu ihren Eltern kommen. Das hat Tos und mir etwas geholfen, diese Spezies besser zu verstehen«, sagte er. Er sah auf sein Anzeigegerät und blätterte durch einige der Aufnahmen, leider viel zu schnell, so dass ich auch keine Gelegenheit hatte, ihn nach dem zum Teil bizarr anmutenden Bildern zu fragen. Das Bild, das er dann schließlich zeigte, stellte einen schlichten, in warmen Licht erleuchteten Raum dar, in dem zwei Toach (ich vermutete, es könnten Vater und Mutter sein) ähnlicher Struktur einem dritten Toach entgegensahen, der den beiden recht ähnlich schien. Er wurde begleitet von zwei großen Toach in weißen, bodenlangen Roben, die ihn in die Mitte genommen hatten.

»Wie ein Kind wirkt der ja nicht ...«, kommentierte ich das Bild.

»Nein, körperlich sind Toach bereits voll ausgeprägt, wenn sie aus dieser Tür kommen«, sagte Intar und deutete auf ein gewaltiges, reich verziertes Portal am hinteren Ende des sakral wirkenden Raums, »Aber geistig und in ihren individuellen Fähigkeiten müssen sie noch reifen.«

»Haben die Kinder denn irgend etwas von ihren Eltern? Genetische Gemeinsamkeiten kann man wohl ausschließen«, vermutete ich.

»Ja, richtig. Aber sie erben Teile der elterlichen Programmierung. Der Rest ihrer Persönlichkeit erhalten sie

aus ihrer Seele«, erklärte Intar. Ich sah ihn skeptisch an und er fing meinen Blick erwartungsvoll auf.

»Eine Seele«, wiederholte ich zweifelnd.

»Hatte ich mir doch gedacht, dass du das nicht einfach so hinnimmst. Unglaublich, nicht wahr? Tos und ich wollten das auch hinterfragen. Wir haben uns dann auf den Weg noch tiefer in den Untergrund gewagt, denn dort gibt es unter anderem die Produktionsstätten der Toach«, verriet Intar. Mein Kaffee war kalt geworden, der Wind frischte etwas auf.

»Habt ihr sie gefunden?«, wollte ich wissen.

»Ja. Und noch einige Dinge mehr, die scheinbar noch nicht mal Amarita wusste. Hast du noch etwas Zeit, dann erzähle ich dir gerne noch mehr ...«, sagte Intar und trank den letzten Schluck seines Kaffees.

»Die nehme ich mir! Aber erst mal brauche ich noch einen Kaffee. Oder trinkst du einen schwarzen Wein mit mir?« Ich stand auf und Intar nickte.

»Gerne!«, rief er zustimmend. Mit tausend Gedanken im Kopf, was es bedeuten könnte, wenn auch die Toach eine Seele hätten, ging ich zur Theke.

technisch lebendig, Teil 2

Mit einer Flasche guten schwarzem Wein und zwei Gläsern in der Hand kehrte ich zum Tisch zurück, an dem Intar Horn gerade seinen Kuchen verspeist hatte.

»Du hast ein paar gute Jahrgänge verpasst, als du auf ARATIS warst«, lockte ich, während ich uns beiden jeweils ein Glas von einem trockenen, würzigen Wein eingoss.

»Höchstwahrscheinlich«, bestätigte der Forscher und stieß mit mir an, »aber ich bin mir sicher, dass die Familie Mesch von den besten Jahrgängen noch einen gewissen Vorrat hat.« Ich lachte laut auf. Er kannte meinen Vater und seine manchmal recht kostspielige Leidenschaft recht gut. Aber meine Familie musste sich um Geld nie große Sorgen machen und im Hof meiner Familie war wirklich genug Platz, auch für einen ausgedehnten Weinkeller.

»Du kannst meinen Vater und mich ja mal besuchen kommen. Aber jetzt erzähle mir mehr! Ihr wart also auf der Suche nach der Seele der Toach und seid also noch tiefer runter in den Planeten gegangen?«, fragte ich neugierig. Intars Blick ging wieder in die Ferne.

»Ja, das sind wir«, bestätigte er, »Wir wollten wissen, wo die Toach herkommen und Amarita hat uns sozusagen auf die andere Seite der Tür bringen wollen, also in die Produktionsbereiche der Toach. Dabei stellten wir schnell fest, dass es keinen direkten Zugang zur anderen Seite gab.« Intar Horn roch am würzigen Wein. Zufrieden nickte er, nachdem er den ersten Schluck gekostet hatte.

»Selbst Amarita hatte noch keine Idee, wie man am schnellsten dorthin gelangen konnte, und so ging unsere Reise weiter und das heißt: Tiefer in die Unterwelt von ARATIS«, sagte er und legte wieder das Anzeigergerät auf den Tisch.

»Das klingt so, als gäbe es zwei getrennte Welten auf diesem Planeten«, vermutete ich.

»Der Vergleich ist eigentlich nicht schlecht, ich weiß aber nicht, ob man mit zwei Welten auskommen wird«, erwiderte Intar und zeigte mir das nächste Bild. Es sah aus wie ein riesiger Schrottplatz in einer gewaltigen Halle. Das meiste von dem Zeug, das dort rumlag, erkannte ich nicht, aber es gab auch ein paar Stahlträger, Elektroschrott, Plastikmüll und sogar ein paar Äste von Bäumen mitsamt langsam vertrocknender Blätter.

»Was ist denn das?«, fragte ich angewidert, als ich auch einen Tierkadaver erkannte, der irgendwo unter ein paar Ästen halb vergraben war. Das organische von anorganischem Müll getrennt zu sein schien erkannte ich erst auf den zweiten Blick.

»Das ist meiner Meinung nach der zweitübelste Platz auf ganz ARATIS«, erklärte Intar und zeigte das nächste Bild, auf dem sein Bruder mit grünlicher Gesichtsfarbe zu sehen war, wie er sich einen Arm vor Mund und Nase presste. Ich konnte mir den Gestank lebhaft vorstellen und war heilfroh, nicht selbst dort stehen zu müssen.

»Der zweitübelste Platz?«, fragte ich ihn erstaunt. Er lachte.

»Du solltest dir die Müllsortierer mal anhören!«, schlug er vor und deutete auf eine Reihe von Maschinen die – wie mir langsam dämmerte – auch Toach waren.

»Sie leben da unten und habe noch nie die Sonne gesehen, aber während sie den ganzen Müll dort unten sortieren und einer neuen Nutzung zuführen, unterhalten sie sich die ganze Zeit über Politik. Ich selbst habe den politischen Apparat von ARATIS erst verstanden, als ich mit diesem kleinen Metalltrenner gesprochen habe«, erklärte er und zeigte ein Bild von einem kleinen, dreckigen Toach, der Zangen und Schneidbrenner statt Händen hatte. Beeindruckt gab ich ihm das Anzeigegerät zurück.

»Er war auch der Erste, der mich auf die Religion der Toach angesprochen hatte. Stell dir vor: Sie glauben an einen Gott und haben sogar eine Art Propheten, der Orolam heißt«, fügte er an.

»Intar, wenn ich dich nicht so lange kennen würde, würde ich so langsam meinen, Du willst mir ein Märchen erzählen!«, rief ich.

»Was meinst du, wie Tos und ich uns gefühlt haben da unten!«, rief er lachend. Er nahm kurz einen Schluck vom Wein und blätterte dann weiter in den Bildern auf dem Anzeigegerät. Schließlich gab er es mir wieder.

»Das hier ist meiner Meinung nach der übelste Platz auf dem Planeten«, erklärte er. Aber ich konnte nicht feststellen, was so schlimm an diesem Raum war. Er war ähnlich sakral ausgestattet, wie der Raum, in dem die Toach mit ihren Eltern zusammengeführt werden. Der Raum wirkte aber wesentlich dunkler und war ausgekleidet mit schwarzem Granit, soweit ich das erkennen konnte. Auf dem Boden gab es ein Mosaik aus weißem Marmor, das in einen immer enger werdenden Weg auf eine Wand zu führte. Wo er endete, gab es in der Wand ein mit Edelsteinen besetztes Tor, das geschlossen war. Verwirrt gab ich Intar das Gerät zurück, der angespannt lächelte und mir das nächste Bild zeigte. Jetzt war der Raum mit einigen Toach gefüllt, die um einen niedrigen Wagen herum standen. Es lag ein alt und kaputt wirkender Toach darauf. Die umstehenden Toach wirkten auch alle etwas älter, soweit ich das erkennen konnte. Das Tor war wie eine Iris etwas geöffnet worden und blendendes Licht kam aus dem Durchgang hervor. Links und rechts neben dem Tor, dessen Edelsteine jetzt wie Sterne leuchteten, standen zwei gewaltige, schwarz gekleidete Toach in langen Gewändern. Jetzt erkannte ich es:

»Eine Trauerfeier?«, fragte ich verblüfft.

»Sieh' dir nur den Aufwand an, den die Toach treiben! Sie glauben an ein Leben nach dem Tod, und das hier ist der Übergang zu diesem Leben. Man nimmt Abschied von den Toten und betet für eine günstige Wiedergeburt«, sagte Intar, der selbst wieder auf das Bild sah.

»Wenn das wirklich nur Maschinen wären, frage ich mich, wozu sie das alles veranstalten«, bestätigte ich.

»Das schreckliche ist, wenn die Toach auch eine Seele haben, was ist dann mit unserem technischen Gerät? Wo fängt der Unterschied an? An diesem Punkt mussten Tos und ich der Seele der Toach endgültig auf den Grund gehen. Amarita brachte uns noch tiefer ins Innere des Planeten hinunter. Wir folgten dabei immer weiter dem Lauf des Metalls aus der Verwertungshalle«, erklärte Intar.

»Gab es dort denn Überreste von Toach?«, fragte ich erstaunt.

»Nein! Aber einer der Arbeiter hatte davon gesprochen, dass ein Teil der knapperen Metallsorten auch immer wieder an die Toachfabriken geliefert werden. Diesen Sorten gingen wir nach, mehrere Tage lang.«

Intar zeigte mir weitere Bilder. Die unterirdischen Straßen waren wesentlich leerer als noch zuvor. Immer wieder sah ich, dass sich die Straße nach unten neigte und nach und nach enger wurde. Auch die Toach veränderten sich: Es gab ab irgendeinem Punkt keine Toach mehr, die auch nur entfernt an biologisches Leben angelehnt zu sein schienen.

»Sind das auch noch Toach?«, fragte ich und deutete auf Dinge, die ich als Fahrzeuge beschrieben hätte.

»Das haben wir Amarita hier unten auch immer wieder gefragt. Und sie hat es immer wieder bestätigt. Erstaunlicherweise wirkten sie aber auch auf Amarita so fremdartig, dass sie sich nicht mehr mit ihnen unterhalten konnte«, erklärte Intar. Er trank noch einen großzügigen Schluck von seinem schwarzen Wein.

»Und hier hat uns dann Amarita verlassen. Sie hatte erkennbar Angst und meinte, sie sei uns dort unten keine Hilfe mehr. Sie flehte uns an, mit ihr umzukehren, weil sie um unsere Sicherheit fürchtete«, berichtete der Wissenschaftler.

»Was habt ihr gemacht?«, wollte ich wissen. Aber ich kannte die Antwort schon:

»Wir sind natürlich weiter dort runter gegangen! Amarita wollte dort auf uns warten, damit wir später gemeinsam wieder nach oben zurückkehren konnten. Die Toach hier

unten nahmen auf unsere Anwesenheit aber keine Rücksicht mehr. Sie hatten wohl noch nie Menschen gesehen – wie denn auch?«, fragte Intar.

»Wenn ich mir vorstelle, dass so ein voll beladener Schrott-Toach auf einen zugerast kommt ...«, begann ich.

»Ja, wir mussten wirklich extrem vorsichtig sein und kamen nur noch schleppend voran, wir mussten auch mit den Vorräten haushalten, da wir schon so lange unterwegs waren. Hier unten gab es auch keine Beleuchtung mehr. Bis wir in der großen Halle standen«, sagte Intar und sah auf das Bild, das er auf dem Anzeigergerät gefunden hatte. Ich konnte es noch nicht sehen, aber sogar an seinem Gesicht konnte ich erkennen, dass er immer noch nicht glaubte, was er darauf sah. Und schließlich war er selbst doch dort gewesen! Mein alter Schulfreund sammelte sich wieder und reichte mir das Anzeigergerät. Erst nach einiger Betrachtung wurde mir klar, was ich da sah: In einer Halle, deren Dimensionen ich nicht einmal erahnen konnte, waren Tausende von Metallstegen quer durch den Raum gespannt. An den Stegen hingen längliche Blasen, wie Betten in einem Schlafraum nebeneinander aufgereiht. Die untere Hälfte der Blasen erschien mir metallisch zu sein, hunderte Kabel, dünne Rohre und Schläuche verbanden die Blase mit dem Steg, die obere Hälfte war transparent und leuchtete rot. Die ganze Halle war dadurch in ein rotes Licht getaucht, das von vielen Tausenden dieser Blasen stammte. Erst jetzt erkannte ich im Vordergrund eine dieser Blasen, in der ein noch nicht fertiger Toach zu liegen schien.

»Mein Bruder und ich vermuten, dass in dieser Halle jeder einzelne Toach hergestellt wird. Entwicklerbetten werden diese Dinge genannt, wie wir später erfahren haben. Es gibt sie in Größen von winzig bis gigantisch. Wir waren durch einen Durchgang auf halber Höhe der Halle hereingekommen. Hier werden Toach in Menschengröße hergestellt. Pass mal auf!«, sagte er und nahm mir das Gerät noch einmal aus der Hand. Als nächstes zeigte er mit eine kurze Videosequenz, ich

sah, wie ein verstört wirkender Intar über einen der Stege ging. Tos filmte und hielt das Gerät immer wieder in die Entwicklerbetten hinein. In den meisten lag jeweils ein Toach in verschiedenen Fertigungsgraden. Diese Betten leuchteten rot. Die Wenigen, die leer waren, waren dunkel. Viele der Toach schienen organisch wirkende Innereien zu haben. Ich erkannte Metallstreben, die wie Knochen geformt waren, ja sogar elastisch erscheinende Wirbelsäulen. Filigrane Leitungs- und Kabelgespinste konnte ich ebenso ausmachen wie kompakte Aggregate in verschiedenen Zuständen. Die unfertigen Toach wirkten so zerbrechlich, aber irgendwie jagten sie mir auch Angst ein.

»Ich sehe gar keine Werkzeuge! Wie funktioniert das? Werden sie einfach in diesen Entwicklerbetten zusammenmontiert?«, fragte ich Intar.

»Sie scheinen einfach in diesen Betten Stück um Stück zusammengebaut zu werden. Vielleicht machen das mikroskopisch kleine Toach, vielleicht geht es aber auch ganz anders. Wir haben nicht die leiseste Ahnung und es wollte uns auch niemand erklären«, gab Intar zu, der gemeinsam mit mir schweigend das Anzeigergerät betrachtete. In einer Einstellung verfolgten die beiden, wie plötzlich ein Unterarmknochen erschien, scheinbar aus dem Nichts oder aus diesem seltsamen roten Leuchten. Wenig später im Film öffnete sich plötzlich ein anderes der Betten und ein fertiger Toach stand einfach auf und blieb an Ort und Stelle stehen. Der Intar auf der Aufzeichnung ging zu ihm hin und betrachtete ihn eingehend. Der Toach war genauso groß wie er, wie ein Mensch geformt, aber die Brustplatte war offen. Er hielt das Gegenstück zur Versiegelung in der rechten Hand.

»Vorsicht!«, hörte ich ganz leise Intars Stimme aus dem Gerät und nach einer wackeligen Sequenz, in dem die beiden auf dem schmalen Steg den Weg freimachten stand da plötzlich ein kleiner vierbeiniger Toach, der eine zusätzliche Hand auf dem Rücken hatte. Diese streckte sich plötzlich aus und ergriff die freie Hand des neuen Toach und sie liefen

dann Hand in Hand los. Tos und Intar folgten den beiden Toach den Steg entlang.

»Von diesem Raum hatte noch nicht einmal Amarita etwas gewusst, als wir sie später danach gefragt haben. Wenig später, wir wollten dem Toach und seinem Schlepper folgen, sind wir dann von uralten Toach aufgegriffen worden«, sagte Intar, stoppte die Wiedergabe und verstaute das Anzeigergerät wieder.

»Weißt du, was ich komisch finde?«, fragte ich Intar, »Warum sehen eigentlich so viele Toach wie Menschen aus?«

»Das haben Tos und ich uns auch gefragt, aber es scheint ein gängiges Muster zu sein. Xoß haben ähnliche Proportionen und auch zehn Finger, vielleicht sind sie auch einfach nur den Xoß nachempfunden ...«, bot Intar als Erklärung an. Aber so richtig stellte mich das noch nicht zufrieden. Ich hatte mal ein Bild von einem Toach gesehen, der unter den Xoß lebte. Und der sah wesentlich mehr nach einem Xoß aus als die, die ich als menschlich empfand.

»Als wir aufgegriffen wurden, wurden wir zuerst sehr unsanft von hinten gepackt. Ich glaube auch nicht, dass die Toach uns direkt als Menschen erkannt hatten, doch irgendwann schien es ihnen dann klar zu werden, sie sprachen mit uns und sie kannten dann sogar unseren Namen, woher auch immer sie dieses Wissen so plötzlich nahmen. Sie erklärten uns, dass dieser Raum für Menschen und auch für herkömmliche Toach zu gefährlich sei und damit als Sperrgebiet galt. Unsere Fragen, auch nach der Funktion der Betten, beantworteten sie uns nur knapp bis gar nicht. Schließlich übergaben sie uns an die Polizei, die uns zusammen mit Amarita wieder nach oben brachte. Tos vermutet, dass Amarita uns bei der Polizei gemeldet hat, aus Angst, uns könnte was passieren«, endete Intar seine Erzählung. Ich dachte einen Moment über all das nach und nippte noch einmal am Wein, von dem auch mein alter Klassenkamerad etwas trank.

»Das ist alles so verwirrend!«, kommentierte ich schließlich.

»Ist es. Wir sind aufgeschlossen dort hingegangen, haben ARATIS als zum Verrücktwerden schön kennengelernt, aber auch sehr geheimnisvoll und gefährlich«, fasste Intar zusammen.

»Willst du da noch mal hin?«, fragte ich.

»Ja, so bald wie möglich. Wir haben noch lange nicht alles gesehen! Und die Frage nach der Seele der Toach haben wir ja auch noch nicht klären können«, meinte Intar. Ich lächelte innerlich, als ich entgegnete: »Das haben wir Biologen in Hinsicht auf die menschliche Seele auch noch nicht geschafft.«

»Wohl wahr! Aber wahrscheinlich werden wir uns vom klassischen Bild eines lebendigen Wesens in Kürze verabschieden müssen. Meiner Meinung nach sind die Toach lebendig. Nicht biologisch, so wie wir. Tos hat es – glaube ich – ganz gut beschrieben: Er bezeichnet die Toach als technisch lebendig.«

Ansichtssache

Zusammen mit ihren Freunden und anderen Kindern aus dem Dorf saßen die beiden Brüder im Nebenraum der Kapelle.

»So, dann schlagt mal alle das Heilige Buch auf, das letzte Kapitel der Legenden«, sagte der Priester und sah in die Runde der Jungen und Mädchen. Rolan und Haran teilten sich ein Buch. Die Brüder teilten sich so ziemlich alles, man hätte sie fast für Zwillinge halten können. Doch Rolan, der ältere der beiden, war schon siebzehn Jahre alt und sein »kleiner« Bruder Haran erst fünfzehn. Der Priester der kleinen Dorfgemeinde von NEUKELFEN ließ seinen Blick über das schwere, aufgeschlagene Buch durch die Reihe der Kinder wandern, als suche er nach jemandem, der ihm gerade jetzt nicht die volle Aufmerksamkeit widmete.

Obwohl Rolan gerne im Heiligen Buch las, sich auch gerne stundenlang damit beschäftigte, konnte er dennoch die Art und Weise des Priesters nicht leiden. Der ältere, untersetzte Mann in seiner rituellen Kluft schien sich immer noch in einer Macht zu sonnen, die seiner Kirche von der Gesellschaft heute nicht mehr zuerkannt wurde.

»Petan?«, fragte er schließlich den jüngsten unter ihnen, einen schüchternen kleinen Jungen, der eigentlich erst in drei Jahren im Alter für die Integration gewesen wäre.

»Ja?«, fragte Petan leise und sah kaum von seinem eigenen Heiligen Buch auf, dass schwerer als er selbst zu sein schien.

»Lies den Text vor!«, befahl der Priester. Rolan hörte von seinem Bruder ein leises Kichern und er stieß ihn daraufhin mit dem Ellbogen an. Was konnte Petan dafür, dass er so schüchtern war? Der kleine Junge schluckte sichtlich. Dann fing er monoton an, mit dünner Stimme den Text vorzulesen:

»Und als ich über das Land sah, da überkam mich eine große Traurigkeit. Ich erkannte die Taten der Menschen, und die Taten waren schlecht. Da sprach zu mir die Stimme Gottes:

Siehe, das Land ist voll von der Verdorbenheit der Menschen und sie wollen nicht umkehren. Sie halten sich selbst für Götter und sehen nicht, dass sie Asche sind.«

»Haran, mach weiter!«, befahl der Priester abermals. Haran stand auf, wie er es auch in der Schule machte, wenn er lesen sollte. Unerwartet laut und deutlich las er vor:

»Ich werde alle Menschen, die in diesem Land sind, verbrennen, dass sie vor dem Angesicht der Welt nicht mehr zu finden sind. Die aber, die mir nachfolgen, werde ich in ein neues Land führen. Doch auch dort werden sie den Versprechungen des Feindes mehr Gehör schenken als meinem Wort. Deshalb sollst Du meine Worte bewahren und durch die neuen Lande wandern. Ja, Du wirst nicht sterben, bis dass alle Menschen in den neuen Landen sich meiner Herrschaft unterwerfen und der Feind und alle seine Diener vom Angesicht der Welt verbannt sind.«

Haran setzte sich wieder hin. Zufrieden ließ der Priester die Worte aus dem heiligen Buch noch einen Moment nachwirken.

»Wie ihr wisst, sind das die letzten Worte aus der alten Ordnung, der weitaus größere und bedeutendere Teil wurde danach von König Werthon niedergeschrieben und bildet auch heute noch die Grundlage unseres Glaubens«, referierte er dann, mit verschränkten Armen auf dem Rücken umherwandernd.

»Aber wenn König Werthon die Grundlagen unseres heutigen Glaubens gelegt hat und er selbst die Legenden als Grundlage dafür hatte, sind dann die Legenden für uns mindestens genauso wichtig?«, fragte Haran plötzlich. Rolan drehte sich ihm erstaunt zu. Alle wussten, dass der Priester nicht gut auf Unterbrechungen reagierte. Vor allem nicht, wenn sie kritischer Natur waren.

»Es sind doch nur Legenden! Sie sind wie Geschichten, aber mit einem wahren Kern«, versuchte der Priester zu erklären.

»Wenn diese Legenden nicht wichtig wären, wieso hätte Werthon dann unseren heutigen Glauben darauf aufgebaut?

Vielleicht hat König Werthon ja mehr als nur Legenden darin gesehen«, vermutete Haran weiter. Rolan sah, dass der Priester nun langsam wirklich ärgerlich wurde.

»Die ganzen Orte aus den Legenden gibt es heute nirgends auf der Landkarte zu finden! Auch in ANTAMÁRIA, von wo aus sich die Menschen auch nach den aktuellsten Erkenntnissen der Wissenschaft verbreitet haben, gibt es diese Orte nicht. Es gibt keinen einzigen empirischen Beweis für alle Geschichten, die in den Legenden stehen! Gott will uns damit nur ein paar Richtlinien an die Hand geben, die König Werthon in seinem Auftrag dann ausgeführt und erklärt hat! Er hat in seinen späten Tagen nach den weltlichen Gesetzen die rituellen Ordnungen erlassen, die in den Büchern nach den Legenden umfassend ausgeführt sind. Die Legenden selbst geben heute nur noch Aufschluss über Gottes Lehren an uns, bevor sie von Werthon interpretiert und ausgelegt worden sind«, rief der Priester.

»Was soll uns diese Geschichte dann konkret lehren?«, fragte jetzt Rolan, der seinem kleinen Bruder zur Seite stehen wollte. Sofort richtete der Priester seine ganze, verärgerte Aufmerksamkeit auf ihn.

»Die Legende beschreibt den Zustand in der Zeit vor König Werthon. Geistlich gesehen führte er uns in die neuen Lande, ganz im Sinne Gottes!«, rief er.

»Und das Feuer, dass alle Ungläubigen vernichten sollte?«, wollte jetzt sogar der kleine Petan wissen.

»Das ist doch nicht wörtlich zu nehmen!«, rief der Priester wütend. »Werthon hat es geschafft, dass sich alle wieder unter den Glauben beugen! Seitdem ist die Herrschaft Gottes wiederhergestellt!«

»Aber was ist mit ...«, begann Haran, doch der Priester fiel ihm gleich ins Wort:

»Genug jetzt! Warum könnt ihr nicht endlich akzeptieren, dass Gott durch König Werthon seine endgültige, allumfassende Herrschaft wiederhergestellt hat?«, rief er laut. Dann erging er sich in langem Gezeter und Beschimpfungen,

bis es für die Kinder endlich an der Zeit war – mit einem großen Pensum an Hausaufgaben – wieder zu gehen.

Auf dem Nachhauseweg diskutierten Rolan und Haran weiter:

»Glaubst du, dass Gottes Herrschaft schon wiederhergestellt ist?«, fragte Haran seinen älteren Bruder.

»Nein! So viele Leute, die heute nicht mehr an Gott glauben ...«, antwortete Rolan.

»Was meinst du, wird es noch dieses Feuer geben? Könnte ja sein, dass wir noch ganz am Anfang vom Text stehen«, vermutete Haran. Sie setzten sich auf die Bank vor dem Haus der Migaschschers.

»Das war schon, wenn du mich fragst. Die ganzen alten Orte sind weg. Sagt ja auch die Archäologie. Ich denke schon, dass Werthon uns sozusagen in ein neues Land gebracht hat, wie auch immer das aussah. Aber ich glaube kaum dass Gott damals oder heute geherrscht hat«, überlegte Rolan.

»Schon komisch, dass dem Priester die Legenden so egal sind. Meiner Meinung nach stehen da die besten Teile aus dem Heiligen Buch drin«, wunderte sich Haran. Er ließ die Beine von der alten Bank baumeln, auf der sogar schon sein Großvater gesessen hatte.

»Stell dir nur mal vor, das stimmt alles so! Dann müsste der Typ aus den Legenden heute noch leben und über ARMATIN wandern!«, rief Haran begeistert.

Rolan dachte eine ganze Weile darüber nach. Sein Bruder hatte recht: Wenn man die Legenden genauso wörtlich nehmen musste, wie auch die Bücher danach, dann sollte es diesen Menschen aus den alten, verbrannten Ländern noch geben.

»Dem würde ich gerne mal begegnen!«, sagte Haran versonnen. Aber weder Rolan noch sein Bruder Haran hätten an diesem Tag geglaubt, dass Haran Migaschscher eines Tages mit dem Archivar ganz ARMATIN bereisen würde.

Fachidioten

Müde schob ich meinen Wagen mit den Werkzeugen durch den Gang. Noch hatte ich mich nicht getraut, die Kopfhörer aufzusetzen und mich den Klängen aktueller Musik hinzugeben. Ich wusste nie, was mich erwartete, wenn ich durch diese breite Tür trat, die mich in das Reich der Wissenschaftler bringen würde. Ich hatte schon vieles erlebt, von einem hastigen *heute nicht!* bis hin zu einem Zettel mit detaillierten Anweisungen, was zu tun war. Ich hatte den Zettel immer noch in meinem Arbeitskittel. Näher würde ich wahrscheinlich nie mehr an wissenschaftliches Arbeiten heran kommen.

Dann stand ich vor der großen, braunen Tür unmittelbar vor der großen Laborhalle. Ich zögerte noch und hoffte, die Halle wäre heute verlassen. Schließlich machte ich einen Schritt, die Tür öffnete sich deutlich hörbar vor mir und ich trat ein.

Ich war sehr erstaunt, zwei Wissenschaftler zu sehen, die auf Klappstühlen mitten im Raum saßen und eine polierte Metallplatte anstarrten.

»Guten Abend! Stört es, wenn ich den Boden reinige?«, fragte ich und sah mich überrascht um. Der Boden war heute vergleichsweise aufgeräumt, keine Metallteile und Werkzeuge, die herumlagen, keine abgerissenen oder verkohlten Kabelenden, Pläne und was-sonst-noch-alles.

»Nein, alles in Ordnung! Machen Sie nur!«, sagte der eine Wissenschaftler und er klang fröhlicher, als ich je einen von ihnen gesehen hatte. Hatten die was gegessen oder warum starrten die einfach nur diese ein mal zwei Meter große Metallplatte an? Hinter der polierten Fläche schloss sich eine meiner Meinung nach etwa vierzig Meter lange technische Monstrosität an.

Mir war es heute lieber, keine Musik zu hören. Ich lud meine Geräte aus und kümmerte mich darum, den Boden zu

reinigen. Doch nach kurzer Zeit machte die riesige Maschine einen Mordskrach. Erschrocken drehte ich mich den Wissenschaftlern zu, die auch aufgesprungen waren. Und dann schien die glatte Metallfläche zu zerfallen, als würde sie nach hinten in die Maschine gerissen, es gab einen blauen Blitz und dann konnte man ins Innere der Maschine sehen. Dachte ich zumindest. Ich sah hinein und entdeckte einen anderen Raum, der viel zu groß war, um in die Maschine zu passen. Ich habe es echt nicht geglaubt, als plötzlich ein anderer Wissenschaftler aus der Maschine herauskam, es wieder einen Knall gab und die glatte Metallfläche wieder unversehrt an Ort und Stelle stand. Etwas Rauch waberte nun über der Oberfläche und die drei Wissenschaftler grinsten mich breit an als wären sie Zauberer auf einem Kindergeburtstag.

»Was war denn das?«, rief ich erschrocken und rannte auf den dritten Wissenschaftler zu.

Der Neuankömmling, der unversehrt schien, klopfte mir auf die Schulter und sagte: »Sie sind der erste nicht-wissenschaftliche Zeuge eines menschlichen Durchgangs durch dieses Virtuelle-Tunnel-Gerät«, antwortete er glücklich. Er klang, als müsste ich einfach wissen, was dieses komische Gerät machte. Wusste ich aber nicht.

»Ein was?«, fragte ich verwirrt.

»Wir stellen ein neues Raumgefüge her«, begann einer der anderen. »Mit jeweils zwei dieser Geräte können wir Tunnel zwischen zwei Orten aufbauen und ohne Zeit- und Wegverlust dazwischen reisen. Es braucht nur eine Translationsmatrix, die die physikalischen Eigenschaften der normalen Materie verändert, um sie transferfähig zu machen.«

Ich verstand kein Wort.

»Das zweite Gerät steht auf der anderen Seite des Planeten«, kommentierte der andere, der sich vielleicht vorstellen konnte, dass ich keine Ahnung hatte, wovon die Typen sprachen.

»Virtuelles Tunnelgerät«, wiederholte ich ungläubig.

»Ja«, bestätigte der Gereiste, immer noch wie bescheuert grinsend. So langsam dämmerte mir, was das für ein Ding war: Es war so eine Art Telefon. Aber nicht für Worte, sondern für Leute!

»Und Sie kommen gerade von der anderen Seite der Welt«, versuchte ich klarzustellen.

»Ja!«, bestätigte er nochmal und lachte, als wäre das der größte Witz in der Physik – falls Physik überhaupt witzig war.

»Tolle Sache!«, brachte ich knapp meine Anerkennung zum Ausdruck, was die drei Physiker wieder in schieren Freudentaumel ausbrechen ließ.

»Aber ...«, unterbrach ich sie und es wurde schlagartig still, »wenn ihr mit so einem sperrigen Namen auf die Welt losgeht, versteht doch keiner, was das Ding macht!«

Betreten sahen sie sich an.

»Zugegeben, der Name ist nicht elegant, aber spätestens, wenn das Virtuelle Tunnelgerät großflächig im Einsatz ist ...«, verteidigt sich einer.

»Nein, der Name ist Mist!«, beharrte ich, »Ihr habt ja was Tolles erfunden, aber den Namen müsst ihr ändern. Das kann man ja nicht mal richtig abkürzen!« Aber ich hatte auch schon die Lösung für diese Genies:

»Warum nennt ihr dieses Ding nicht einfach *Raumbrücke*?«

Menschen und andere Überraschungen

Die beiden jungen Studenten waren das erste Mal in der Hauptstadt von MANU, ihrer Heimatwelt. Molan Norka und Tinuai Maren waren den ganzen Tag zwischen den hohen Häusern unterwegs gewesen und hatten sich die Wunder der Stadt angesehen. Doch jetzt färbte sich der orangene Himmel langsam dunkelrot und der Abend brach über LIVERONN herein.

»Ich habe Hunger!«, stellte Molan, der etwas ältere der beiden Liverali, fest.

»Ich auch. Sieh mal, da können wir was essen«, schlug Tinuai vor. Mit seiner langen, blauen Hand zeigte er auf eine kleine Bar am Straßenrand, die verschiedene Spezialitäten »auf die Schnelle« anbot.

»Jetzt einen Teller Nudeln Blau!«, stimmte Molan zu und freute sich schon auf die klassische Studentenspeise. Nudeln Blau gab es überall. Die beiden Besucher aus der Provinz reihten sich geduldig in die Schlange der Wartenden ein und hatten so die Gelegenheit, die anderen Gäste zu beobachten.

»Interessant, was es alles für Wesen gibt ...«, kommentierte Tinuai und wies auf einen Xofß, der in seine dicken Mäntel gehüllt durch die Straßen stapfte.

»Guck mal, da!«, rief plötzlich Molan und wies mit dem linken Daumen auf einen Tisch gleich neben ihnen.

»Was ist das denn?«, fragte Tinuai erstaunt.

»Sieht aus wie ein Mensch, nur viel kleiner«, lachte Molan und betrachtete die langen, blonden Haare des Gastes.

»Immer noch so groß wie ein erwachsener Liverali«, vermutete Tinuai. Sie machten zusammen mit der Schlange einen Schritt weiter in Richtung des Tresens und sahen sich nach weiteren Menschen um. Und da, ganz vorne in der Schlange, standen tatsächlich noch zwei Menschen, die aber erheblich größer waren.

»Wird wohl noch ein Kind sein«, kommentierte Molan weiter.

»Ich wusste gar nicht, dass Menschen so hässliche Kinder haben. Sieh Dir mal all diese Haare an!«, sagte Tinuai. Er schüttelte sich. In seinem Kulturkreis hatten nur wenige Tiere überhaupt Haare.

»Blonde Locken. Menschen stehen auf sowas«, wusste Molan.

»Und dann dieses kleine Gesicht mit den winzigen Augen! Dass dieses Kind damit überhaupt was sehen kann«, wunderte sich Tinuai weiter, nicht sehr dezent. So langsam hörten auch die Liverali vor und hinter ihnen in der Schlange ihren Ausführungen zu.

»Sieh mal, die helle Haut scheint im Sonnenuntergang ganz rot!« Molan strich sich über seine blaue Haut an den Armen, die im Licht der untergehenden Sonne tief violett erschien.

»Einfach lächerlich! Und sowas soll intelligent sein?«, fragte Tinuai spöttisch. Seine Bemerkung erntete Gelächter, nicht nur bei seinem Studienkollegen.

Das Mädchen hatte sich jetzt den beiden Liverali zugekehrt und schien sie beiläufig zu beobachten.

»Die großen Menschen sind aber auch nicht viel besser. Bei denen kann man sogar gleich unterscheiden, ob es ein Männchen oder ein Weibchen ist. Sogar, wenn sie noch angezogen sind!«, sagte Molan mit einem gewissen Ekel.

»Wenn das nur in der Paarungszeit wäre, wie bei uns. Zumindest sieht man es bei Kindern wohl eher nicht sofort«, meinte Tinuai und musterte das Mädchen vor ihm offen und argwöhnisch.

»Warum schleppen die Menschen Ihre Kinder hier her? Ich verstehe das nicht! LIVERONN ist der intellektuellen Elite vorbehalten!«, schimpfte Molan.

Da lächelte das Mädchen breit und antwortete im reinsten Liveralisisch:

»Und was macht Ihr beiden Provinzstudenten dann überhaupt hier?«

Molan und Tinuai sahen sich erschrocken an. Plötzlich hatten sie die Aufmerksamkeit der ganzen Wartenden in der Schlange. Peinlich erinnerten sich die Studenten daran, was sie noch vor wenigen Sekunden geäußert hatten.

»Du sprichst unsere Sprache? Wer bist Du?«, fragte Molan, der als erstes seinen Mut wiedergefunden hatte.

»Ich bin Wesonra Tugooj. Auf ARMATIN bin ich ein Sprachgenie. Und sogar hier in LIVERONN spreche ich Eure Sprache besser als Ihr Studenten aus dem Hinterland!«, behauptete sie. Die Umstehenden lachten los.

Molan und Tinuai wussten, dass sie Recht hatte und verließen schnell und gedemütigt die Schlange am Nudelstand.

Am Lagerfeuer von GROSSWALDEN

Rings herum war es dunkel und die Lichtung, auf der die Kinder für die Nacht ihre Zelte aufgeschlagen hatten, wirkte wie eine Insel des Lichts. Bis tief hinein in den nachtschwarzen Wald konnte man die Kinder fröhlich reden und lachen hören, der Schein des Lagerfeuers ließ ihre Schatten unnatürlich vergrößert über den Boden tanzen. Im Wald, der fast den ganzen Planeten überzog, gab es auch große und gefährliche Tiere, aber durch die Anwesenheit von Gundrams Großvater hatte keiner der Jungen Angst davor. Wie zur Drohung lag das Gewehr immer in Griffweite neben dem Großvater, der im Kreise der Jungen am Lagerfeuer saß und lachte. Der Großvater hatte früher selbst oft Wanderungen durch die Wälder von GROSSWALDEN gemacht, sogar zu den Zeiten, wo es noch viel gefährlicher war.

»Hat noch jemand Hunger?«, fragte er die Jungen. Gundram dachte an die Würstchen und das frische Brot, das sein Großvater in der großen Ledertasche hatte. Aber er hatte schon genug gegessen und auch seine Freunde waren satt.

»Hattest du früher auch Würstchen dabei, wenn du die Wälder erforscht hast?«, fragte Andres, Gundrams bester Freund.

»Nein, als ich damals unterwegs war, war GROSSWALDEN noch nicht so gut erforscht. Ich hatte meistens eine Überlebensausrüstung dabei. Zu Essen gab es dann nur dieses schreckliche Trockenzeug, das man in Wasser anrühren muss«, sagte der Großvater. Gundram wusste, sein Großvater war einer der ersten Menschen, die hier auf der noch recht jungen Kolonie GROSSWALDEN geboren worden waren. Als Gundram noch kleiner war, hatte er ihm oft davon erzählt. Sein Großvater erzählte immer tolle Geschichten. Manchmal stellte sich aber heraus, dass nicht alle davon wahr waren und so überlegte Gundram immer, ob die zum Teil fantastischen Abenteuer, die sein Großvater erlebt hatte, plausibel waren.

»Schon alleine wegen der Raubtiere hätte ich damals kein offenes Fleisch mitnehmen können. Habe ich euch schon mal erzählt, wie ich in ein Rudel Aasmaulen geraten bin?«, fragte er. Die Kinder schüttelten den Kopf und der alte Mann fuhr fort:

»Es war Abends in der Dämmerung, ich wollte nur noch einen Bach mit sauberem Wasser suchen und dann mein Lager aufschlagen, als ich auf einer Lichtung wie dieser hier plötzlich die ersten beiden Maulen gesehen habe. Wenn ich da Würstchen dabei gehabt hätte, hätten sie mich schon viel früher gerochen, von hinten angesprungen und gefressen! Aber so standen wir uns plötzlich gegenüber und die Maulen waren wahrscheinlich fast genauso überrascht wie ich selbst. Und während ich noch überlegte, was ich tun sollte, kamen noch mehr aus den Sträuchern, jede fast so groß wie ich, mit Zähnen so lang wie meine Finger!«, erzählte der Großvater weiter. Er zeigte den Kindern seine Hände, damit sie einen Eindruck von den Raubtieren bekommen konnten. Gundram hatte in einem weitläufigen Wildgehege in der Hauptstadt schon einmal Aasmaulen sehen können. Sie waren kein schöner Anblick und wirkten auch aus ein paar Metern Entfernung noch gefährlich.

»Die jagen doch nur, wenn Sie kein Aas finden! Normalerweise laufen sie weg«, erklärte Andres überzeugt.

»Sie haben aber auch schon Menschen angegriffen«, schränkte Gundram ein. Der Großvater nickte und die Kette mit dem Talisman baumelte aus seinem Hemd heraus.

»Sie waren hungrig! Insgesamt neun von ihnen kamen knurrend auf mich zu und mir war sofort klar, was sie vorhatten« berichtete der Großvater weiter.

»Wie bist du den Aasmaulen entkommen?«, fragte Joren, Andres jüngerer Bruder. Mit großen Augen, in denen sich das Feuer widerspiegelte, saß der kleine Junge da und sah gespannt Gundrams Großvater an.

»Ich bin eine Steineiche hinaufgeklettert. Das war gar nicht so einfach, das Holz ist so hart, dass man seine Steighilfen an

den Schuhen nicht tief in die Rinde stoßen kann. Und die Rinde ist so glatt, dass die Finger kaum Halt daran finden! Aber ein Stück weiter oben fand ich Kletterblatt, daran konnte ich mich gut festhalten und weiterklettern. Schnell war ich so hoch wie ich vorher noch nie geklettert bin!«, sagte der Großvater.

»Klettern die Aasmaulen nicht auch in Bäume?«, fragte Andres skeptisch. Auch er war das eine oder andere Mal auf die Geschichten des Großvaters hereingefallen. Der alte Mann lächelte, als habe er nur auf diesen Einwand gewartet.

»Aber ja! Und sogar sehr gut! Ich begriff, in was für eine schlechte Lage ich da geraten war. Sieben der Aasmaulen waren hinter mir auf die Steineiche geklettert, zwei weitere blieben unten. Ihr wisst ja, wie intelligent diese Tiere sind! Die beiden unten wollten sehen, ob ich nicht von einem anderen Baum wieder herunterkommen würde, aber soweit war ich noch nicht. Für mich ging es nur weiter nach oben und ich musste mich beeilen!«

»Die anderen Aasmaulen kamen dir näher«, vermutete Gundram. Sein Großvater nickte zustimmend.

»Ich hatte die untersten Äste erreicht und wollte von dort auf einen anderen Baum springen. Aber noch waren die Äste zu kurz und die anderen Bäume zu weit weg, also musste ich noch weiter rauf. Die Maulen waren vielleicht noch fünfzehn Meter unter mir und sie waren schnell! Ich war damals noch jung und auch nicht langsam, trotzdem holten sie auf. Schließlich erreichte ich einen Ast, von dem aus ich auf eine andere Steineiche kommen konnte. Ich lief auf diesem dicken Ast los und spürte schon fast den fauligen Atem der Aasmaulen hinter mir.«

Der Großvater machte eine Pause und trank einen Schluck aus seiner Flasche. Von den Jungen wagte keiner, auch nur ein Wort zu sagen.

»Dann griff ich nach einer Kletterblattranke und schwang mich hinüber auf den anderen Baum. Die erste Maule, die mich fast erreicht hatte, sprang mir nach und fiel in die Tiefe,

fast fünfzig Meter tief. Die anderen waren vorsichtiger. Und während ich den Ast entlang zum Stamm der anderen Steineiche weiterlief, schienen sie sich zu beraten. Drei von ihnen sprangen schließlich doch hinterher und waren dann auf demselben Baum wie ich. Und dann hörte ich es das erste Mal: Das Rufen der Viecher!«, sagte der Großvater und sah bedeutungsvoll in die Runde seine Zuhörer.

»Du hast Viecher gehört?«, fragte Andres und wollte das nicht glauben. Jeder kannte die Legenden über diese Wesen, aber noch nie hatte man sie jemals gesehen. Kein noch so guter Sensor hatte sie je erfasst, keine Expedition hatte sie je gefunden. Und doch gab es Spuren an Bäumen, die von ihren Krallen stammen mussten. So erzählten es sich zumindest die Leute aus den Siedlungen. Es war sogar von der Regierung ein hoher Preis darauf ausgesetzt, einen Beweis für ein Viech zu bringen. Viele hatten es probiert, aber noch nie hatte jemand etwas gefunden, das vor den Wissenschaftlern Bestand gehabt hätte.

»Es ist ein so tiefer Ton, dass du ihn nicht so richtig hören, aber spüren kannst. Es war so durchdringend, dass ich regelrecht davon geschüttelt wurde. Die Maulen, die gerade noch hinter mir waren, drehten sich auf der Stelle um und sprangen davon. Eine von den dreien war so erschrocken, dass sie vom Ast gerutscht ist und in die Tiefe fiel! Eine andere brach den Ast ab, über den ich auf den Baum gekommen war. Als der Ton verhallt war, war von den Maulen nichts mehr zu sehen, nur die beiden Kadaver auf dem Boden«, erinnerte sich der Großvater. Er straffte sich.

»Jetzt musste ich sehen, wie ich wieder von dieser Steineiche herunterkam. Es wurde ja auch schon langsam dunkler. Weiter unten sah ich den Ast einer Pendelesche, den ich von einem tieferen Ast der Steineiche erreichen konnte, also kletterte ich am Stamm hinunter. Diesmal ohne Kletterblatt, an dem ich mich festhalten konnte. So fest ich konnte rammte ich meine Steighilfen in die harte Rinde der Steineiche. Und dann ...«

Der Großvater machte wieder eine Pause, in seinen Augen loderte der Widerschein des Lagerfeuers, seine Finger spielten mit dem Talisman am Lederband, das ihm um den Hals hing.

»Dann bin ich gefallen! Ich fand einfach keinen Halt mehr auf der glatten Rinde. Gleichzeitig vernahm ich ein Poltern und ein Brausen zwischen den dicken Stämmen der Steineichen. Ich rechnete nicht damit, diesen Sturz zu überleben und kniff meine Augen zu.

Und plötzlich war um mich herum dieser Geruch, so intensiv wie der Wald selbst. Ich hatte aufgehört zu fallen und fühlte mich festgehalten, so wie ihr einen Schmetterling zwischen euren Händen halten würdet. Ich konnte nichts mehr sehen und nichts mehr hören, lag auf irgendwas ledrigem, ich spürte nur, dass es doch nach unten ging, aber nicht mehr im freien Fall. Dann wieder dieser durchdringende Laut, diesmal so heftig, dass ich mein Bewusstsein verlor.«

Der Großvater hatte sich im Sprechen vorgebeugt. Gundram sah sich den Talisman, den er am Hals hatte, noch etwas genauer an. Es wirkte wie ein kleiner Stock, aber war auch nach all den Jahren, die sein Großvater ihn hatte, immer noch flexibel.

»Als ich wieder zu mir kam, lag ich in einem Haufen aus Blättern und kleinen Zweigen, so groß, dass ich ihn nie selbst hätte zusammentragen können. Ich musste mich daraus herausarbeiten und überall blieben die feinen, frischen Blätter der Duftesche an mir hängen«, sagte der Großvater.

»So konnten dich die Maulen nicht mehr riechen!« rief Joren begeistert, der den Grund erkannt hatte. Lächelnd nickte der Großvater.

»Genau! Um mich herum sah ich Scharrspuren auf dem Boden, die Steineiche, auf der ich gewesen war, hatte jetzt tiefe Kerben im ganzen Stamm. Und in meiner Hand hatte ich das hier:«

Der Großvater griff nach seinem Talisman und nahm ihn vom Hals.

»Das ist das einzige Haar, das je von einem Viech gefunden wurde!«, erklärte er bedeutsam. Andres war da anderer Meinung:

»Noch nie wurde eine verlässliche Spur von einem Viech gefunden!«, rief er aufgebracht.

»Richtig. Außer dieser hier!«, sagte der alte Mann und zeigte das angebliche Haar jetzt auch Gundram. Er fasste es an, aber wie ein Haar fühlte es sich eigentlich nicht an, eher wie ein flexibler Stock. Und als er daran roch, war es auch nur der Geruch seines Großvaters, nicht der nach einem Viech.

»Willst du denn gar nicht den Preis einkassieren? Haben sich die Wissenschaftler schon mal das Ding angesehen?«, fragte Andres mit einer Mischung aus Misstrauen und Erstaunen. Der Großvater beugte sich zu ihm herüber und fragte leise:

»Würdest du denjenigen verraten, der dein Leben gerettet hat?«

Die Augen der Anderen

»Ich kann Sie leider nicht bis ganz hinbringen«, sagte der Pilot des kleinen Landungsbootes entschuldigend von seinem Platz, ohne die Augen von den Instrumenten zu nehmen. »Ich habe einen Parkplatz draußen auf dem Feld zugewiesen bekommen. Bis zum Ausgang sind es dann noch gut fünfhundert Meter.«

»Das macht gar nichts, den Rest schaffe ich auch so«, antwortete Malawamawrana, der einzige Passagier an Bord. Sein zylindrischer Wassertank stand festgezurrert zwischen den leeren Sitzen, zur Zeit auf dem Boden aufgesetzt. Als das kleine Raumschiff auf der Oberfläche aufsetzte, lief eine Erschütterung durch das Wasser im Inneren, die andere Nyrwashier als unangenehm empfunden hätten. Doch Malawamawrana war derartige Erfahrungen gewöhnt, als einer der Wenigen aus seinem Volk fühlte er sich auch auf Reisen wohl.

Nach der erfolgten Landung drehte sich der menschliche Pilot um und sah ihn an. Durch die Augen des Menschen konnte Malawamawrana sich jetzt selbst erkennen: Seine zwei Meter große, durchscheinende Gestalt schimmerte in zarten Blau- und Rosatönen. Menschen hatten seine Spezies immer mit den Globberfischen auf ARMATIN verglichen, und auch jetzt dachte der Pilot an die viel kleineren Wesen aus seinen heimischen Meeren, wie Malawamawrana bemerkte. Neugierde und Begeisterung konnte Malawamawrana spüren, Hochachtung gegenüber den als weise geltenden Nyrwashiern, aber auch Furcht vor seinen telepathischen Fähigkeiten. An dieser Mischung konnte Malawamawrana einen Menschen sicher erkennen. Er konnte durch die Augen des Menschen seine langen Geißelarme sehen, die nach der Steuerung seines schwebenden Tanks griffen. Er schwebte jetzt wenige Zentimeter über dem Boden.

»Danke für den Flug! Die Unterhaltung war sehr angenehm«, sagte Malawamawrana zum Abschied und steuerte den Zylinder auf die sich öffnende Luke im Heck des Landungsbootes zu.

»Es war mir ebenfalls ein Vergnügen, Malawamawrana!«, rief der Pilot und winkte dem Nyrwashier in seinem Zylinder fröhlich zu. Er sprach seinen Namen falsch aus. Sollte er ihn korrigieren und ihm sagen, dass die Silbe ‚aw‘ in seinem Volk wie ‚au‘ ausgesprochen wurde? Er entschied sich dagegen, der Mensch hatte heute seine erste Begegnung mit einem Nyrwashier gehabt, und das war für ihn schon hart genug gewesen.

Er orientierte sich kurz auf dem Parkfeld vor dem Hafengebäude. Er konnte viele verschiedene Lebewesen spüren und auf deren Sinne zugreifen, aber sein Ziel stellte eine Art energetisches Leuchtfeuer im Eingangsbereich des Hafengebäudes dar. Das hatte er erwartet. Was ihn jedoch überraschte, war das Vorhandensein eines weiteren Leuchtfeuers in einem der Räume des Hafens. Er steuerte seinen Zylinder über den Platz, zwischen geparkten Raumschiffen und abgestellten Frachtcontainern hindurch. Hoch über ihm flog gerade ein Rhloa, dessen entsetzlich scharfen Sinne Malawamawrana einen extrem detaillierten Überblick über den ganzen Platz gaben. Er steuerte seinen Zylinder weiter an einem Raumschiff der Orlasier vorbei. Er mochte die Orlasier, die zwar blind waren, dafür aber die ganze Welt durch Töne wahrnahmen. Für sie war alles Musik und manchmal genoss er es, sich selbst schweigend in ihre Gedanken einzuklinken und ihnen einfach zu lauschen. Doch heute hatte er dafür keine Zeit, das Leuchtfeuer rückte näher, er kam als nächstes an einer Gruppe Dijyu vorbei, deren Gedanken wesentlich ruhiger flossen als die der Menschen. Oder waren das hier eher Liverali? Die beiden Völker konnte er bis heute nicht klar auseinanderhalten und nur der scharfe Blick des Rhloa über ihm offenbarte sie schließlich doch als Liverali. Er hatte nur einen kurzen Einblick in die Gedanken

von einer Liverali aus der Gruppe. Ihr war die Sonne hier auf ARATIS zu grell. Malawamawrana konnte das gut nachempfinden, auch ihm machte die Sonne hier zu schaffen: Seine Heimat auf NYRWASH war wie ein blauer Raum. Es gab dort keine direkte Sonne, das einzige Licht stammte von schwach leuchtenden Bakterien, die alles in Ihrer Umgebung in blaues Licht tauchten. Er vermisste seinen blauen Raum, hier prasselten die Sonnenstrahlen nur wenig gefiltert auf seine zarten Membranen. Und doch war er gerne auf Reisen.

Er hatte sich aus dem Feld der Raumschiffe herausbewegt und schwebte über den Vorplatz auf die Glasfassade des Raumhafens zu. Er konnte die Blicke spüren, die er auf sich zog, aber mit einem Blick war regelrechte Begeisterung verbunden.

»Guck mal, Mama! Ein Aquarium mit einem großen Globberfisch!«, rief ein kleines menschliches Mädchen aufgeregt, das von seiner Mutter eilig an der Hand weitergezogen wurde.

»Das ist ein Nyrwashier! Sowas sagt man nicht«, ermahnte die Mutter leise und eindringlich, von den Worten ihrer Tochter in Verlegenheit gebracht. Aber Malawamawrana fand die Situation eher lustig als unangenehm und peinlich und kollidierte plötzlich mit einem Metallpfosten.

»Kann ich Ihnen helfen?«, fragte die leer erscheinende Stimme eines Toach vor ihm. Seine eigenen Sinne zeigten ihn nur als einen dunklen Fleck. Aber die Menschen, die an den beiden vorbeigingen, zeigten Malawamawrana die ganze technische Raffinesse des Toachs, gegen dessen Bein er gestoßen war.

»Entschuldigen Sie bitte«, sagte Malawamawrana und setzte sich wieder in Bewegung. Mit Toach konnte er einfach nichts anfangen. Er war jetzt gerade schon hinter der Glasfassade angekommen, das nähere Leuchtfeuer bewegte sich jetzt auf ihn zu.

Joshua Thyquist war stets wie eine blendend strahlende Wand für ihn. Er konnte den Menschen in ihm erkennen, aber

das war durch alles andere fast überstrahlt. Thyquist hatte sich in all den Jahren, seit sie sich das erste Mal auf NYRWASH trafen, nicht verändert. Er kam auf ihn zu, die Arme ausgebreitet, lachend, ihn grüßend.

»Willkommen auf ARATIS, alter Freund«, rief er fröhlich und presste seine Hände kurz gegen das Glas des Zylinders. Malawamawrana konnte eine Kraft spüren, die über alles Biologische weit hinausging.

»Vielen Dank!«, grüßte Malawamawrana zurück. Er berührte mit seinen Geißeln die Stelle, die Thyquist von außen berührte.

»Wie war deine Reise?«, fragte das Wesen, daß für die anderen hier in der Halle wie ein ganz normaler Mensch aussehen musste.

»Unterhaltsam und kurzweilig, wie meistens. Wir sind heute nicht allein?«, fragte Malawamawrana.

»Nein, ich habe einen guten Freund mitgebracht. Er hat sich schon mal etwas zu Essen bestellt«, sagte Thyquist und deutete mit der Hand in die Richtung, in der Malawamawrana das andere Leuchtfeuer spüren konnte.

»Ich habe noch nie zwei von Euch an einem Ort getroffen. Ich wusste ja nicht mal, dass es mehr von deiner Sorte gibt«, sagte die melodische Stimme, die ihm durch den Sprachprozessor verliehen wurde. Aber Thyquist lächelte nur und ließ die Frage unbeantwortet.

»Komm mit, ich stelle dir meinen Freund Ebenezer Lokalizer vor«, sagte Thyquist und ging in Richtung des kleinsten der hiesigen Restaurants.

»Stört es dich, wenn wir was essen?«, fragte Thyquist, während er aus einer verbeulten Dose ein knallrotes Honigbonbon holte und es in den Mund steckte.

»Ganz und gar nicht. Ich esse auch die ganze Zeit, allerdings Einzeller. Ich könnte gar nicht damit aufhören«, antwortete der Nyrwashier. »Ich finde es immer noch seltsam, dass die meisten Spezies nur in begrenzten Abschnitten essen.«

»Außer den Nyrwashiern filtert auch niemand sein Wasser durch«, erinnerte Thyquist, während er die Tür für seinen Freund aufhielt. Malawamawrana schwebte hinein und steuerte auf den Tisch zu, wo er ein weiteres Wesen wie Thyquist erkennen konnte. Menschliche Augen stellten ihn als etwas stämmigeren, älteren menschlichen Mann dar. Und obwohl er und Thyquist sich sehr ähnlich waren, war da doch ein Unterschied in ihrer Herkunft zu spüren.

»Ebenezer, das ist Malawamawrana«, stellte Thyquist den Nyrwashier vor.

»Ich würde Ihnen ja die Hand schütteln ...«, sagte der andere etwas hilflos.

»Betrachten Sie es als erledigt«, empfahl Malawamawrana und erntete dadurch herzliches Gelächter bei dem fremden Mann.

»Er gefällt mir jetzt schon, Joshua! Du hast nicht übertrieben«, kommentierte Lokalizer dann. Durch die Augen des sich nähernden Kellners erkannte der Nyrwashier Details des freundlich wirkenden Gesichts des Mannes. In einigen Eigenschaften, wie der Tiefe seiner Augen, wirkte er wie ein Bruder von Thyquist. Vor ihm auf dem Tisch stand ein Teller mit einem grünen Pudding, der schon halb gegessen war.

»Was darf ich Ihnen bringen?«, fragte der Kellner mit dem Ausdruck des größten Erstaunens in Richtung des Nyrwashiers. Malawamawrana gab ihm den Gedanken ein, dass es großer Unsinn war, einen Nyrwashier so eine Frage zu stellen, und daher konzentrierte sich der Mann unsicher auf Thyquist.

»Wenn Sie guten Tee haben, nehme ich einen Tee. Ansonsten nehme ich einen Kaffee«, bestellte der Mann, der nicht ganz so alt wie Lokalizer wirkte. Nicht weniger verwirrt nickte der Kellner und zog sich wieder zurück.

»Du hättest von den Desserts probieren sollen! Die haben hier einen Koch, der dort sein wahres Talent verborgen hat. Ich werde ihm später noch persönlich danken«, kündigte Lokalizer an. Er kannte sich mit Essen aus. Das schien an

seiner Vergangenheit zu liegen, wie Malawamawrana aus den Gedanken des Wesens herauslesen konnte. Zu lange hatte er Mangel gehabt, und Leben bedeutete heute für ihn Essen. Malawamawrana, der keinen Geschmack aus eigener Erfahrung kannte, bekam sogar einen Eindruck von den feinen Aromen dieses grünen Puddings, der fast so klar und durchscheinend war wie der Nyrwashier selbst.

Der Kellner kam mit einer kleinen Tasse Kaffee zurück, stellte sie klappernd auf den Tisch und verschwand wortlos so schnell er konnte.

»Wir haben heute auch nicht viel Zeit! Die anderen könnten uns entdecken, wenn wir zu lange zusammen bleiben. Dann wäre unser freundlicher Nyrwashier hier plötzlich in Gefahr«, sagte Thyquist plötzlich ernst. Sein Blick richtete sich auf den Nyrwashier. Es war, als würde plötzlich die ganze Kraft einer Sonne gleich durch ihn hindurch scheinen. Er fühlte sich verstanden und erkannt bis in die Tiefe seines eigenen Seins. Das war nicht der Blick eines Menschen, der auf ihm ruhte, es war viel mehr! Als würde noch jemand durch Thyquist hindurchsehen und ihn prüfen und erkennen.

»Wir brauchen die Hilfe deines Volkes«, sagte Thyquist schließlich.

»Wofür?«, entgegnete Malawamawrana knapp, während Lokalizer schweigend weiter aß. Es entstand eine kurze Pause und in der Stille manifestierte sich ein Bild in Thyquists Gedanken, das er klar erkennen konnte. Es handelte sich um drei Raumschiffe – riesige, gigantische, mächtige Raumschiffe. Er erkannte Details der achtzehn Kilometer langen Schiffe. Er spürte die Geschwindigkeit, die alle heutigen Raumschiffe bei Weitem übertreffen würde. Die Schiffe sollten für den Frieden eingesetzt werden, würden aber auch in den Krieg fliegen.

»Wir brauchen Geld und Fürsprecher im Rat der Gemeinschaft«, sagte Thyquist.

»Ihr wollt euch in dieser Welt rüsten? Warum? Bisher ist euer Krieg doch immer auf anderen Ebenen geführt worden!«, sagte Malawamawrana besorgt.

»Unsere Gegner rüsten auch auf. Ein Volk von einer anderen Welt wird gerade intensiv von ihnen auf den Angriff vorbereitet. Sogar schon jetzt richten unsere Gegner in der Gemeinschaft großen Schaden an! Sie bereiten sich auf den endgültigen Schlag vor. Es wird keine hundert Jahre mehr dauern, vielleicht sogar nur noch fünfzig, wenn sie schnell sind! Und diesen Schlag müssen wir an mehreren Fronten abwehren«, sagte Lokalizer ernst.

»Wir kommen zu dir, weil wir wissen, wie sehr du dich für die Raumfahrt interessierst. Du warst der erste Nyrwashier, der jemals seinen Planeten verlassen hat. Dein Volk ist nicht nur unermesslich reich, dein Volk hat mehr Gewicht im Rat, als Dir vielleicht bewusst ist«, ergänzte Thyquist.

»Oh doch, das weiß ich«, behauptete Malawamawrana sicher.

Die beiden Männer saßen schweigend da und überließen Malawamawrana seinen Gedanken. Diese gewaltigen Raumschiffe standen noch immer vor seinem Geist. Er hatte Angst vor einem Krieg in seiner Welt. Er hatte noch mehr Angst vor den Gegnern von Thyquist und seinem Freund!

»Aber wie können drei Raumschiffe, und wenn sie noch so groß sind, gegen ganze Flotten bestehen?«, fragte Malawamawrana.

»Manchmal muss man eine Galionsfigur an die Spitze stellen, eine Legende formen und aufbauen. Wenn die Völker der Gemeinschaft ein gemeinsames Ziel haben, Leitfiguren, denen sie folgen können, können sie sich fast jeder Bedrohung effektiv entgegensetzen«, erklärte Thyquist, der selbst schon Kapitän in der Flotte gewesen war.

Je mehr sich der Nyrwashier die Raumschiffe ansah, desto größer wurde seine Sehnsucht, wurde sein Verlangen nach Abenteuern, danach, selbst auf so einem Schiff mitzureisen, umgeben von den unterschiedlichsten Spezies. Und vielleicht konnte er einen größeren Beitrag zur Verteidigung leisten, wenn er selbst entscheiden konnte. Solche Schiffe brauchten integre Kapitäne, leuchtende Vorbilder. Warum sollte nicht

auch ein Nyrwashier so eine Rolle übernehmen? Und schließlich konnte er seinem alten Freund, der ihm auch stets treu gedient hatte, nicht die Hilfe verweigern.

»Wie sollen die Schiffe heißen?«, fragte er schließlich neugierig.

»*Nova, Pulsar und Quasar*«, antwortete Thyquist lächelnd und angelte nach der kleinen Dose in seiner Hosentasche.

»Ich verstehe noch nicht alles, worum es euch geht. Vielleicht muss ich das auch gar nicht. Was ich aber verstehe ist, dass ihr außergewöhnliche Leute als Kommandanten für diese Raumschiffe braucht. Garantiert mir das Kommando über eines der Schiffe und ich besorge euch die finanziellen Ressourcen, die ihr braucht und die Stimmen der Nyrwashier im Rat«, bot Malawamawrana an. Thyquist schob sich noch ein knallrotes Honigbonbon zwischen die Zähne.

»Kein Problem, Kapitän Globberfisch!«, rief er lachend.

»Da ist aber noch ein Punkt«, ergänzte Lokalizer und sah ihn nun so durchdringend an, wie zuvor Thyquist.

»Wir müssen weitere Fürsprecher finden, die das Projekt auch mit Gründen untermauern können, die vor den Flotten bestand haben. Admiral Wuwanosk hat damals die erste Idee für so große Schiffe gehabt und ist gescheitert«, berichtete Thyquist.

»Ich soll mich also in den Köpfen der Leute umsehen, wer einer solchen Idee zustimmen würde«, folgerte Malawamawrana.

»Wenn wir drei oder vier bedeutende Admiräle zusammenbekommen, hätten wir, was wir brauchen«, ergänzte Thyquist.

»Kein Problem. Ich habe da schon eine Idee ...«, sagte Malawamawrana und dachte an drei Freunde, die allerdings noch keine Admiräle waren. Aber sie würden es werden.

Die Helden von ROSSMINTEROLTA

Ausgerechnet am Neujahrstag 4969 kam die *Wächter 404* endlich bei den alten Flottenwerften von ROSSMINTEROLTA an. Kapitän Ssrah Woolitz hatte keine Ahnung, wer auf die blöde Idee gekommen war, ausgerechnet hier, so weit ab vom Schuss, eine Flottenwerft einzurichten. Aber nach dem Wirtschaftsaufschwung vor nunmehr siebzig Jahren wurden viele Projekte in Angriff genommen, die nur wenig Sinn machten und die gefundenen Ressourcen schneller aufbrauchten als man sie fördern konnte.

»Das Kommando der Flottenwerft meldet sich, ich habe den taktischen Kommandanten, Jorn Motam, in der Leitung«, meldete Doktor Rulf Heysen, der Bordarzt der *Wächter 404*. Er war einer der besten Freunde des korpulenten Kapitäns und einer von zur Zeit nur vier Besatzungsmitgliedern des in die Jahre gekommenen Raumschiffs. Er begleitete seine Freunde freiwillig, seine Anwesenheit war vom Protokoll für diese Reise nicht gefordert worden. Um seine drei Kollegen zu entlasten hatte er die Kommunikationskonsole übernommen.

»Stell' ihn durch«, bat Woolitz und stand aus dem Kommandosessel im Zentrum der Brücke auf.

»Willkommen bei den Flottenwerften von ROSSMINTEROLTA, Kapitän. Wir haben sie erst für morgen erwartet ...«, sagte ein etwas verwirrt wirkender, älterer Mann in der schwarzen Uniform der Gemeinschaftsflotte.

»Bedanken Sie sich bei unserer technischen Kommandantin! Sie hat den Antrieb aufpoliert und bat mich, ihn auszutesten«, erklärte Woolitz und sah rüber zur technische Kontrolle, wo die zierliche, blonde Lawana Gunor lächelte und grüßend eine Hand hob.

»Ich dachte, wenn das Schiff schon demontiert werden soll, dann macht es nichts aus, wenn ich vorher noch ein paar Dinge ausprobieren«, meinte Lawana Gunor und wirkte dabei so unschuldig wie die Kadettin, die sie seit kurzem nicht mehr

war. Aber Woolitz wusste es besser: Die vier Freunde waren sich einig, dass die für 75 Personen ausgelegte *Wächter 404* wahrscheinlich gar nicht demontiert werden würde. Die Bewaffnung war noch vollständig an Bord und das Schiff hatte noch alle gültigen Kommandocodes im Speicher, um für taktische Einsätze gerüstet zu sein. Kapitän Woolitz hatte aber entschieden, weiter den Ahnungslosen zu spielen. Dies war sein erstes echtes Kommando nach der Ausbildung. Selbst, wenn es nur ein Transferflug war.

»Gute Arbeit, Kommandantin ...«, begann der taktische Kommandant der zentralen Raumstation, der offensichtlich ihren Namen nicht kannte.

»Lawana Gunor«, stellte sich die junge Technikerin vor, »aber ohne die Erlaubnis von Kapitän Woolitz wäre das natürlich nicht möglich gewesen.«

»Dann, Kapitän Woolitz, bringen Sie die *Wächter 404* bitte so bald wie möglich auf den Parkplatz und schalten Sie das Schiff aus. Wir übernehmen«, befahl Motam.

»Wird gemacht! Woolitz Ende«, sagte der junge Mann von ARMATIN. Er setzte sich wieder in seinen Kommandosessel.

»Der hat es aber eilig ...«, kommentierte Doktor Rulf Heysen. Er war der älteste der Gruppe und zwölf Jahre älter als Woolitz.

»Und dabei sind wir sogar zu früh!«, meinte auch der sportlich wirkende Rolan Speydom, der das Schiff in Richtung der Parkposition steuerte. Er diente als taktischer Kommandant an Bord und hatte gleichzeitig das Steuer übernommen. Woolitz brummte nur einmal zustimmend und sah sich die taktische Karte der Umgebung an. Die Flottenwerften von ROSSMINTEROLTA hatten ziemlich bald nach ihrer Gründung im Jahr 4909 ihren Höhepunkt hinter sich gelassen. Heute wurden hier nur noch Kriegsschiffe in Serie gefertigt. Aktuell waren es Schiffe der nicht mehr ganz neuen *Eskorte*-Klasse. Woolitz sollte eines dieser Schiffe mit nach ARATIS zurücknehmen, dort eine Besatzung bekommen und dann das Kommando im Regelbetrieb erhalten. Seine

Freunde würden bei ihm an Bord bleiben, darüber war er sehr froh. Vor allem über die Anwesenheit von Lawana Gunor, die ein paar Zentimeter größer war als der schwarzhaarige Kapitän. Vielleicht würde es ja auf dem nächsten Schiff zu einer ernsthaften Beziehung kommen.

»Der will bestimmt schnell wieder zur Neujahrsfeier zurück!«, vermutete Gunor von hinten. Aber eigentlich sah sie sich fasziniert die Werte zu den Raumschiffen vor Ort an.

»Und, Lawana, welches ist unser Schiff?«, fragte Woolitz, der das natürlich bemerkt hatte.

»Kann ich noch nicht sagen! Hier sind zwei fertige Schiffe und dann noch dreizehn weitere, die zumindest flugfähig sind. Eines von den beiden wird es wohl werden«, vermutete die Technikerin.

»Lassen wir uns überraschen! Heute werden wir wohl keine Antwort bekommen. Es ist ruhiger hier, als ich erwartet habe. Entweder ist ROSSMINTEROLTA noch unbedeutender als ich gedacht habe, oder da drinnen wissen die Leute, wie das neue Jahr gefeiert werden will!«, meinte Rolan Speydom mit einem Unterton, der dem Kapitän verriet, dass sein drei Jahre älterer Freund jetzt auch lieber einen Whoska als das Steuer in der Hand hätte. Ihre eigene Party um Mitternacht war sehr kurz und alkoholfrei gewesen. Offiziell zumindest, wie sich Woolitz lächelnd erinnerte. Speydom hatte die Parkposition erreicht und bremste das Schiff ab.

»Schalte alles aus!«, befahl Woolitz und wuchtete sich abermals aus seinem Kommandosessel.

»Geht klar!«, bestätigte Speydom salopp und begann mit dem Runterfahren der Systeme. Da die Antriebe noch heiß waren, würde das noch eine Weile dauern.

»Da kommen wohl noch mehr Gäste zur Party«, meldete plötzlich die technische Kommandantin, die sich immer noch die Ergebnisse der Sensoren ansah. Woolitz war überrascht.

»Was für ein Schiff?«, wollte er wissen.

»Schiffe!«, korrigierte Speydom, der jetzt auch die Sensoren ablas, »Zwölf Schiffe, alle sind schwer bewaffnet!«

»Fahr' die Systeme wieder hoch!«, befahl Woolitz sofort. Ihm gefiel die Sache nicht.

»Bin schon dabei«, entgegnete Speydom, dem man so etwas nicht zweimal sagen musste.

»Komisch, es gibt noch keine Reaktion von der Werft«, bemerkte Rulf Gog, der als einziger nicht die Neuankömmlinge beobachtete.

»Weck' die mal auf, Rulf«, bat der Kapitän den Bordarzt, der sich gleich wieder um eine Kommunikationsleitung bemühte. »Rolan, irgendwelche Kennungen?«

»Keine der Gemeinschaft. Bisher nur Zahlen von eins bis zwölf«, antwortete der taktische Kommandant der *Wächter 404*.

»Da will wohl jemand eine Überraschung vorbereiten«, kommentierte Woolitz sarkastisch.

»Ich habe hier Admiral Triffal in der Leitung«, sagte der Bordarzt und stellte einen etwas übernächtigt wirkenden Mann in imposanter, schwarzer Uniform auf den Hauptschirm.

»Guten Tag, Kapitän Woositz. Danke für Ihre Meldung«, sagte der Admiral.

»Woolitz, Admiral«, korrigierte der Kapitän knapp. »Kennen Sie die Schiffe? Können wir unsere Hilfe anbieten?«

»Es könnten Piraten sein, Kapitän. Unsere Verteidigungseinrichtungen werden gerade scharf gemacht. Halten Sie sich in Deckung, das schaffen wir auch ohne Ihre Hilfe. ROSSMINTEROLTA ist nicht so wehrlos, wie die Piraten wohl glauben«, befahl er.

»Verstanden, Admiral«, bestätigte Woolitz und ließ die Verbindung trennen.

»Was sollen wir machen?«, fragte Speydom seinen Kapitän.

»Abwarten. Fahr' trotzdem alles wieder rauf und bringe die Waffen und unsere Schilde in Bereitschaft«, verlangte Kapitän Woolitz. Der taktische Kommandant der *Wächter 404* lächelte leise vor sich hin, er hatte die Befehle schon erwartet.

»Die fahren ihren automatischen Verteidigungsgürtel hoch«, informierte Gunor ihre Freunde.

»Sind die ausreichend?«, fragte der Kapitän den taktischen Kommandanten.

»Ja. Für ROSSMINTEROLTA sind sie meiner Meinung nach sogar stark überdimensioniert«, befand Speydom fachmännisch.

»Eine Investition in die Zukunft, vermute ich«, kommentierte Heysen.

»In eine Zukunft, die es nie geben wird!«, bestätigte Woolitz düster. Doch dann passierte etwas Erstaunliches:

»Die automatischen Geschütze explodieren!«, rief Lawana Gunor erschrocken. Woolitz sah auf dem großen Hauptschirm vor sich auf der taktischen Karte, wie die kugelförmig angeordneten Installationen in schneller Folge offensichtlich ohne Beschuss durch die Piraten vernichtet wurden. Woolitz und Speydom wechselten einen raschen Blick, während nach und nach alle Geschütze explodierten.

»Sabotage!«, riefen sie beide gleichzeitig.

»Kann ROSSMINTEROLTA den Piraten jetzt noch etwas entgegensetzen?«, wollte Woolitz dann wissen.

»Sie haben noch die Hüllengeschütze auf der Raumstation und uns«, antwortete Speydom düster.

»Was ist denn mit den Schiffen der *Eskorte*-Klasse?«, fragte Heysen, doch ehe er eine Antwort erhielt, meldete sich noch einmal die Raumstation:

»Können sie uns in der Verteidigung assistieren?«, fragte ein sichtlich nervöser Admiral, der neben seinem eigenen taktischen Kommandanten stand.

»Sicher«, sagte Woolitz knapp.

»Mein taktischer Kommandant, Jorn Motam, steht Ihnen zur Koordination zur Verfügung. Viel Glück!«, rief Admiral Triffal. Woolitz sah kurz in die Gesichter seiner Kollegen. Lawana Gunor sah so aus, als habe sie eine Idee. Mit minimaler Gestik zeigte sie dem Kapitän, dass er die Verbindung trennen soll.

»Danke! Woolitz Ende!«, bellte der Kapitän und der Bordarzt trennte sofort die Verbindung.

»Wenn es Sabotage war ...«, begann Gunor, »... haben die Piraten einen ranghohen Offizier an Bord gekauft oder einen genialen Techniker eingeschleust!«, endete Woolitz. Sie ergänzten sich so gut! Aber leider schien Gunor von Woolitz noch nicht allzu viel zu halten, auf privater Ebene. Zumindest nicht genug.

»Rulf hatte eine gute Idee, vielleicht kann ich die *Eskorte-Schiffe* mit in unsere Verteidigung einbinden. Aber ich brauche etwas Zeit!«, stellte die technische Kommandantin in Aussicht.

»Rulf, stell' eine Verbindung zu den Piraten her!«, befahl der Kapitän und sprang abermals von seinem Kommandosessel auf.

»Dauert einen Moment. Die nutzen andere Frequenzen, die muss ich erst finden«, entgegnete der provisorische Kommunikationsoffizier mit medizinischem Hintergrund. In dieser Zeit arbeitete Gunor bereits konzentriert am Computer der *Wächter 404* an ihrem eigenen Plan.

»Klappt's?«, wollte Woolitz an Gunor gerichtet wissen, als Heysen ihm signalisierte, dass er eine Verbindung herstellen konnte.

»Wenn ich meine Ruhe habe ...«, maulte Gunor zurück und Woolitz nickte angespannt dem Bordarzt zu, damit der den Kontakt öffnete.

»Ich bin Kapitän Ssrah Woolitz von der *Wächter 404*. Sie fliegen widerrechtlich in gesperrtem Raum!«, sagte er, während er sein Gegenüber auf dem Hauptschirm musterte. Es waren Piraten, keine Frage, aber auf dem Kommandosessel saß eine elegante Dame im besten Alter. Sie schien amüsiert zu sein.

»Ich weiß, Kapitän Ssrah Woolitz. Und wer will die Gräfin Destraan und ihre 520 Mitstreiter daran hindern? Doch nicht etwa Sie mit Ihrem veralteten Schiff?«, fragte sie in großer Gelassenheit. Ssrah Woolitz sah erstaunt zu seinem taktischen

Kommandanten hinüber. Den Namen Destraan hatten die beiden schon in Vorlesungen gehört.

»Destraan, wie Gräfin Karela Destraan?«, fragte Woolitz skeptisch.

»Sie haben also schon von mir gehört!«, freute sich die stark geschminkte Dame.

»Ja, vor allem von Ihrem Tod vor mehr als fünfzig Jahren!«, erinnerte sich Speydom. Rulf Heysen wechselte leise von der Kommunikationskonsole an eine danebenliegende wissenschaftliche Konsole, ohne dass die Piraten das sahen. Woolitz sah sich um, Gunor arbeitete immer noch an ihrer Konsole. Ob sie etwas erreicht hatte oder nicht konnte der Kapitän nicht erkennen. Ihr Gesichtsausdruck war konzentriert.

»Ich führe meine Männer schon seit gut hundert Jahren! Die Meldungen von meinem Tod waren wie immer stark übertrieben«, sagte sie lachend. Woolitz versuchte hinter das stark geschminkte Gesicht zu sehen. Konnte es sein, dass sie wirklich so alt war?

Der Bordarzt schaltete die Verbindung nur lange genug stumm, um einen Satz einzuwerfen: »Sie ist ein Klon der ursprünglichen Gräfin!« Woolitz ließ sich nicht anmerken, dass er diesen Hinweis erhalten hatte.

»Dieses Mal vielleicht nicht, Gräfin! Ziehen Sie sich aus den Flottenwerften zurück, sonst müssen wir uns verteidigen«, drohte Woolitz und legte allen Ernst in seine Stimme und seine Haltung, die er aufbringen konnte. Jetzt lachte die Gräfin laut auf:

»Sie sind verteidigungslos, Kapitän. Glauben Sie mir, wer eine Werft des Geheimdienst angreift, bereitet sich entsprechend vor!« sagte sie dann todernst.

»Wir kennen Ihren Informanten, Gräfin. Er wurde vor einigen Tagen festgenommen und hat für die eigene Straffreiheit mit uns kooperiert. Und glauben Sie nicht auch, dass der Geheimdienst gegen den Angriff einer geklonten Piratin entsprechende Vorkehrungen trifft?«, fragte Woolitz.

Er war überrascht, dass ihm dieser Einfall so natürlich über die Lippen kam. Die Gräfin funkelte ihn wütend an.

»Das war Ihr Todesurteil, Kapitän! Niemand nennt mich einen Klon!«, rief sie und trennte die Verbindung. Woolitz ließ sich auf den Sessel sinken.

»Treffer und versenkt ...«, murmelte Heysen von seiner Station.

»Das war genial, Ssrah!«, lobte auch Speydom.

»Warten wir es ab! Jetzt ist sie wütend!«, meinte Woolitz.

»Wütende Leute machen Fehler. An den kleinen Fehlern unter all der Schminke habe ich sie auch erkannt. Sie ist ein illegaler orlasischer Klon«, beharrte Heysen. Woolitz nickte und sah hoffnungsvoll hinüber zu Lawana Gunor, die immer noch an ihrer Konsole arbeitete.

»Lawana, sag mir, dass wir uns retten können!«, bat er mit einem nicht zu überhörenden Flehen in der Stimme.

»Wir können uns retten!«, bestätigte die blonde Frau, »Aber noch nicht gleich. Ich hacke mich gerade in die *Eskorte*-Schiffe rein. Vier habe ich schon, die verbinde ich gerade mit unserem Computer und spiele dann mein mitgebrachtes taktisches Simulationsprogramm von der Flottenakademie ab. Wenn alles klappt, glauben die neuen Schiffe den Befehlen, die das Manöverprogramm auf den Weg bringt«, erklärte sie weiter.

»Was bringt uns das?«, wollte Woolitz wissen. Aber statt Gunor antwortete Speydom:

»Wir können die Schiffe bewegen und sie schießen lassen. Richtig?«, fragte er und war wieder etwas hoffnungsvoller als sein Kapitän.

»Richtig! Wir werden sie manuell steuern müssen. Fünfzehn Schiffe bekomme ich alles in allem übernommen, nicht alle können fliegen, nicht alle können schießen, zwei können nur das Licht anmachen«, zählte sie auf und wischte sich eine Strähne aus dem Gesicht.

»Kann ich was vorbereiten?«, fragte Woolitz.

»Rolan?«, leitete sie die Frage weiter.

»Wenn ich die ersten vier Schiffe habe, können wir einen Überraschungsangriff auf die Piraten machen. Die sind sich ihrer Sache so sicher, die haben ja noch nicht mal die Schilde hochgefahren! Wir sollten sie dorthin locken«, schlug er vor und zeigte auf einen Punkt auf der taktischen Karte.

»Mach das!«, befahl Woolitz. Der taktische Kommandant setzte einen Kurs und sprang dann an eine andere Konsole.

»Rulf, übernimm das Steuer, ich muss gleich die vier Schiffe gleichzeitig steuern!«, rief der lange, sportliche Offizier im Gehen. Heysen sprang sofort auf und wechselte die Konsole mit dem taktischen Kommandanten.

»Eine Minute noch, bis die Piraten in Reichweite sind«, informierte Heysen dann vom Steuer aus seine Freunde.

»Ich bin soweit!« bestätigte Speydom nach ein paar Sekunden. Und da meldete sich die Piratengräfin wieder: Woolitz selbst stellte die Verbindung her.

»Ihre Verstärkung kommt nicht, Kapitän! In wenigen Sekunden pusten wir Ihr Schiff einfach weg«, sagte sie mit Genugtuung.

»Unsere Verstärkung ist schon da! Feuer!«, befahl Woolitz. Speydom ließ die vier Schiffe der Eskorte-Klasse auf die Schiffe der Piraten feuern. Er tat sein Bestes, aber nicht alle trafen ihr Ziel und so wurden nur drei der zwölf Piratenschiffe vernichtet. Entsetzt trennte Gräfin Destraan wieder die Verbindung.

»Sie bauen jetzt ihre Schilde auf und formieren sich neu!«, informierte Heysen von der Steuerung aus.

»Ich habe noch vier Schiffe übernommen! Keine Schilde, geringe Bewaffnung, volle Manövrierfähigkeit«, meldete Gunor.

»Die übernehme ich!«, sagte Woolitz und lief ebenfalls zu einer der rückwärtigen Konsolen.

»Das Flaggschiff der Gräfin nimmt Kurs auf uns!«, meldete Heysen vom Steuer.

»Ausweichmanöver! Bring' uns meinen vier Schiffen entgegen!«, befahl Woolitz. Die Schilde der *Wächter 404*

würden einen frontalen Angriff des Piratenschiffs nicht lange aufhalten können und die Bewaffnung reichte auch nicht aus, um das jetzt von starken Schilden beschützte Schiff ernsthaft zu beschädigen. Der Bordarzt lenkte das Schiff wie befohlen. Auf der taktischen Anzeige erkannte Woolitz, dass Speydom seine kampffähigen Schiffe gegen die beiden verbleibenden größeren Piratenschiffe neben dem Flaggschiff einsetzte. Die Piraten schossen jetzt zurück und deckten die ferngesteuerten Schiffe großzügig mit Beschuss ein.

»Brich' die Angriffe ab, wenn es zu viel wird! Sie müssen denken, dass Menschen an Bord sind!«, erinnerte der Kapitän, der seine eigenen vier Schiffe spärlich auf das Flaggschiff der Piraten schießen ließ.

»Ich weiß!«, bestätigte Speydom, dem der Schweiß auf der Stirn stand. Die ersten Treffer – noch von den Schilden abgemildert – trafen die *Wächter 404* und ließen die Bodenplatten unter ihnen erzittern.

»Lawana?«, rief Woolitz.

»Hier kommen noch drei. Antrieb, keine Schilde, keine Waffen!«, informierte sie ihre Freunde.

»Schick' sie auf Kollisionskurs mit diesem Schiff!«, verlangte statt dem Kapitän sein Freund Speydom und tippte auf das feindliche Schiff, das die meisten Torpedos trug. Sollte es zu einem längeren Kampf kommen, wäre dieses sicherlich das gefährlichste auch für die Raumstation, die jetzt auch hin und wieder auf die noch zu weit entfernten Piraten schoss.

»Ssrah?«, fragte Lawana und sah zum Kapitän hinüber.

»Mach!«, befahl Woolitz knapp und ließ seine vier Schiffe wenden, um das Schiff der Gräfin abzudrängen. Drei weitere Schiffe setzten sich in Bewegung und beschleunigten den Piraten entgegen.

»Vier habe ich noch. Zwei schießen, zwei blinken«, informierte Gunor sofort danach. Immer wieder rüttelten die Bodenplatten unter dem Beschuss der Gräfin.

»Bring' uns da hin!«, verlangte der Kapitän und der Bordarzt kam dem Befehl nach, während es Speydom gelang,

eines der beiden größeren Schiffe manövrierunfähig zu schießen und gleichzeitig eines der drei von Gunor gesteuerten Schiffe mit dem Torpedoträger der Piraten kollidierte. In der daraus resultierenden Explosion wurde auch das kleinste Piratenschiff zerstört.

Nur noch sieben Piratenschiffe, dachte Woolitz und schöpfte wieder etwas mehr Hoffnung. Die Piraten hatten in der Zwischenzeit aber auch vier ihrer ferngesteuerten Schiffe vernichtet: Zwei von Speydom, eins von seinen eigenen und in der Kollision mit dem vernichteten Torpedoträger eines der unbewaffneten Schiffe.

»Konzentrierter Angriff auf das Flaggschiff?«, schlug Speydom von seiner Position vor.

»Ja!«, bestätigte Woolitz. Sie schickten jetzt alle Schiffe auf direktem Kurs auf das Schiff der Gräfin zu, das genau in diesem Moment an den vier letzten Schiffen vorbeikam. Zwei nahmen gleich den Beschuss auf und schwächten die Schilde des Flaggschiffs, während auch die *Wächter 404* den Beschuss aufnahm. Woolitz stellte eine Verbindung zur Gräfin her.

»Geben Sie auf, Sie sind in der Unterzahl!«, forderte er. Auf dem Hauptschirm sah er eine stark schwitzende Gräfin, deren Make-up langsam verlief.

»Niemals!«, schnaubte sie und bellte in einer Codesprache einen Befehl an ihre Mannschaft.

»Die Piraten konzentrieren ihr Feuer auf uns!«, meldet Speydom, während die Erschütterungen im ganzen Schiff wieder heftiger wurden.

»An alle Kapitäne, alle Schiffe auf Kollisionskurs mit dem Flaggschiff der Gräfin schicken, unseres eingeschlossen!«, befahl Woolitz und ließ sogar einen Funkspruch an die unbemannten Raumschiffe absetzen. Speydom, Gunor und Heysen gaben neue Befehle ein und langsam wurde der Platz um das Schiff der Gräfin enger. Sie schnaubte:

»Wir sehen uns wieder, Kapitän!«

Und damit trennte sie die Verbindung.

»Torpedo!« warnte gleichzeitig Speydom, aber seine Stimme war noch nicht ganz verhallt, als das Geschoss wie ein Faustschlag in die Magengrube das Schiff zur Seite warf, die Schilde zerfetzte und ein Loch in den Rumpf der *Wächter 404* nahe der Brücke riss. Splitter der Wandverkleidungen und Stahlfragmente flogen wie ein wütender Sturm kleiner Messer durch den ganzen Raum, bis die Notversiegelung griff und das Loch abdichtete. Woolitz spürte, wie ihm ein paar der Splitter einen Arm und das Gesicht zerkratzen.

»Die Piraten ziehen sich zurück, unsere Schiffe verfolgen sie noch!« meldete die unverletzte Lawana Gunor, aber eigentlich hatte Woolitz diese Meldung von seinem taktischen Kommandanten erwartet. Er drehte sich um und sah Rolan Speydom verletzt am Boden liegen. Ein nach innen gedrücktes Rumpfteil hatte sein rechtes Bein begraben, vielleicht sogar durchbohrt.

»Rulf!« rief der Kapitän den Bordarzt herbei, der sofort vom Steuer aufsprang. Während der Arzt und der Kapitän gemeinsam versuchten, den taktischen Kommandanten zu befreien, übernahm Gunor das Steuer. Die *Wächter 404* würde sich aber aufgrund der erlittenen Schäden nie mehr selbständig bewegen können, während die Piraten von den ferngesteuerten Schiffen aus dem Gebiet der Flottenwerft verjagt wurden.

Am nächsten Morgen, nachdem die *Wächter 404* von den Technikern der Raumstation gesichert worden war, bekamen die vier Freunde Besuch in der Krankenstation der Flottenwerft: Admiral Triffal kam in Begleitung eines Nyrwashiers, der in einem knapp über den Boden schwebenden, Wasser gefüllten Glaszylinder steckte.

»Ich hoffe, es geht Ihnen besser?« fragte der Admiral. Woolitz, der neben dem Bett seines taktischen Kommandanten saß, nickte.

»Heysen und Gunor ist zum Glück kaum etwas passiert. Ich habe nur ein paar Kratzer. Und auch unser taktischer Kommandant wird es überleben«, meinte der Kapitän.

»Trotz der nur notdürftigen Flickarbeit, die Rulf gemacht hat!« beschwerte sich Speydom matt, aber Woolitz wusste es besser: Nur dank der Erstmaßnahmen des Arztes würde Speydom sein durchbohrtes und zertrümmertes Bein überhaupt behalten können – wie auch sein Leben.

»Wenn wir wieder zu Hause sind, können orlasische Ärzte da noch einiges machen«, beschwichtigte Heysen, der aber Speydoms Humor kannte. Speydom stöhnte nur auf und zog sich die Decke über den Kopf.

»Wir sind Ihnen allen sehr dankbar, vier junge Offiziere gegen die ganzen Piraten! Alle Achtung!«, sagte der Admiral stolz.

»Gräfin Karela Destraan hat vom Geheimdienst gesprochen«, sagte unvermittelt der Nyrwashier neben dem Admiral. Er hatte eine angenehme Stimme, aber Woolitz fühlte sich plötzlich bis tief in sein Herz hinein erkannt. So gut kannte ihn sonst nur Lawana Gunor.

»Sicherlich suchte sie nicht nach Schiffen der *Eskorte*-Klasse.« vermutete Speydom leise, der wieder unter der Decke aufgetaucht war.

»Richtig. Wir bauen hier den Prototypen einer neuen Technologie, mit der man Raumschiffe wesentlich schneller bauen kann. Es ist eine Entwicklung meines Volks«, erklärte der Nyrwashier weiter. Dem Admiral schien das unangenehm zu sein.

»Das muss unter uns bleiben! Und das ist ein Befehl!« sagte er deutlich an die vier jungen Menschen gewandt.

»Diese Leute haben nicht nur das Projekt gerettet, sondern auch unser Leben!«, sagte der Nyrwashier deutlich, »Sie haben verdient zu wissen, was sie getan haben!«

»Aber Berater Malawamawrana ...«, wollte der Admiral einwenden, doch der Nyrwashier duldete keinen Einspruch

und erklärte den vier Menschen das Funktionsprinzip der sogenannten Konstruktionsboote.

»Wenn die Gräfin solch ein Boot erobert hätte, hätten wir sehr schnell eine große Flotte von Piratenschiffen hier«, schloss Malawamawrana.

»Aber diese Gefahr haben unsere vier Helden hier abgewandt! Das Projekt wird jetzt aus Sicherheitsgründen verlegt«, lobte der Admiral noch einmal.

»Eine Frage bleibt aber: Wer hat die automatischen Geschütze sabotiert?«, wollte Woolitz wissen.

»Wahrscheinlich unser taktischer Kommandant, Jorn Motam. Er ist während des Kampfs mit seinem privaten Schiff geflohen«, berichtete der Admiral.

»Naja, bei den Piraten wird er nicht willkommen sein. Dank Kapitän Woolitz gilt er als Verräter. Wenn wir ihn nicht mehr festnehmen können, kümmert sich die Gräfin sicherlich gerne um ihn.« sagte Lawana Gunor mit einem Lächeln. Die vier Freunde sahen sich an und lachten. Diese Runde hatten sie gewonnen!

Vor der Tür

Die provisorisch aufgestellten Sirenen heulten los. Erschrocken sprang er von seinem Schreibtisch auf und lief aus dem kleinen Reihenhaus. In seinem gepflegten Garten blieb er stehen und sah in den Himmel, während die Sirenen immer noch heulten. Er konnte sehen, wie sich von Westen her ein Sturm zusammenbraute. Der üblicherweise blaßblaue Himmel über den fernen Bergen am Horizont war dort hinter schweren, schwarzen Wolken verborgen, die sich kilometerhoch auftürmten. Aber von den Raumschiffen, die er befürchtet hatte, war nichts zu sehen. Noch nicht! Die Nachbarn waren auch in ihren Gärten, er konnte sehen, dass auch die anderen Menschen hinter ihren niedrigen, weißen Holzzäunen ebenso erschrocken waren, wie er. Das war es also: Die Trisol kamen!

Jorn hatte mit seinen beiden Kindern über diese Möglichkeit gesprochen. Sie waren jetzt in der Schule und würden sich hoffentlich wie vereinbart auch gleich auf den Weg nach Hause machen. Jorn vertraute dem Bunker der Schule nicht, der neben dem in der Stadtmitte der einzige in der Nähe war. Die Sirenen heulten immer noch. Die ersten Soldaten der Gemeinschaft liefen mit ihren Waffen die Straßen hinauf, hoch zu den Bergen. Jorn schlug die Haustür hinter sich zu und rannte auch los, der einzigen Schule der Stadt entgegen. Aber es kamen ihm keine Kinder entgegen, weder seine eigenen noch andere. Ob sie jetzt alle schon in den Bunker geführt wurden? Er war nachträglich gebaut worden, erst vor wenigen Wochen fertiggestellt und seiner Ansicht nach auf gar keinen Fall tief genug unter der Erde. Nur Erwachsene liefen an ihm vorbei, den Berg hinunter, der Stadtmitte zu. Endlich erstarben die unbarmherzig heulenden Sirenen. Über seinem Kopf flogen die ersten Jäger der Gemeinschaft hinweg, dem immer näher rückenden Sturm entgegen. Ob die Trisol den Sturm als Deckung nutzten? Die

Leute, die ihm entgegenkamen, strömten dem einzigen wirklich tiefen Bunker von DRILLINGSSEE zu, der Stadt, in der er seit dem Tod seiner Frau mit seinem Sohn und seiner jüngeren Tochter lebte. Aber es wurden immer weniger Leute, je näher er der Schule kam. Wo waren seine Kinder?

Außer Atem lief er über den verwaisten Schulhof und in die Eingangshalle. Die meisten Kinder der höheren Klassen standen dort noch in Zweierreihen und warteten darauf, dass sie in den Bunker unterhalb des Kellers gehen konnten. Die jüngeren Kinder waren wohl alle mit ihren Lehrern hineingegangen, aber da erkannte er seinen Sohn Miran, der seine Schwester Taja vor dem Direktor und dem Hausmeister abschirmte.

»Ihr kommt sofort mit runter!«, rief der Hausmeister aufgebracht und griff gerade nach Mirans Arm.

»Nein, wir müssen nach Hause gehen!«, schrie Miran und löste seine Hand nur kurz genug von Taja, um die Hand des Hausmeisters wieder loszubekommen.

»Lassen Sie meine Kinder in Ruhe!«, brüllte Jorn wütend und stürmte auf die Gruppe in der Mitte der Eingangshalle los.

»Wir sind für die Sicherheit der Kinder verantwortlich ...«, begann der Direktor, etwas Drängendes lag in seiner Stimme. Er wollte hier oben nicht eine Sekunde länger bleiben, als notwendig. Auch er hatte Angst, das konnte Jorn ganz deutlich sehen.

»Jetzt bin ich für sie verantwortlich! Kinder, wir gehen!«, rief Jorn und drängte sich zwischen den Hausmeister und seinen Sohn. Miran nahm Taja an die Hand und entfernte sich ein paar Schritte vom Direktor.

»Sie können hier nicht mehr raus! Das ist zu gefährlich!«, rief der Direktor ärgerlich und der Hausmeister griff jetzt dienstefrig auch nach Jorns Arm. Jorn hatte keine Zeit für solche Verzögerungen. Wenn er sich mit den Kindern in Sicherheit bringen wollte, musste er es sofort tun! Mit einem gezielten Schlag seiner linken Faust traf er die Nase des

Hausmeisters, der benommen und überrascht zurücktorkelte. Seine Nase blutete, aber er sah zumindest nicht so aus, als wolle er noch weiter versuchen, die widerspenstige Familie aufzuhalten. Fassungslos starrte auch der Direktor Jorn an.

»Kinder, wir gehen JETZT!«, rief Jorn mit aller Autorität, die er aufbringen konnte, griff links und rechts nach den Händen seiner Kinder und verließ die Schule, ehe sich die Erwachsenen wieder gesammelt hatten. Seine Kinder hatten noch nie erlebt, wie er körperliche Gewalt angewendet hatte. Und er hoffte, sie müssten es auch nie wieder sehen. Schweigend und verängstigt folgten ihm die Kinder über den Schulhof und die Straße hinunter. Jorn hoffte, dass die anderen Kinder im Schulbunker sicher genug waren. Aber er würde keine Wetten darauf abschließen wollen.

»Kommt schnell mit, wir müssen zum Bunker in der Stadt«, sagte er, als sie die Straße erreicht hatten.

»Kommen die Trisol, Papa?«, fragte Taja die er auf seinen Arm nahm, um schneller zu sein.

»Ja, Schatz. Und jetzt halte dich gut fest, wir müssen uns sehr beeilen! Miran, bleib direkt hinter mir«, rief er und griff mit seiner rechten Hand nach seinem Sohn.

So schnell sie zu dritt konnten, liefen sie die Straße wieder hinunter. Es war leer geworden und ruhig, viel zu ruhig. Nur ein einziger Trupp Soldaten kam ihnen im Laufschrift entgegen, bis sie wieder an ihrem Haus vorbeikamen.

»Ich brauche noch Mamas Puppe!«, rief Taja und begann, auf Jorns Arm zu zappeln. Sie war noch in der ersten Klasse, anfangs war es schon schwer genug gewesen, sie ohne ihre Puppe überhaupt in die Schule zu schicken. Aber am Himmel konnte er die Jäger der Gemeinschaft hören, die ihre Kreise flogen. Sie waren näher, als er es befürchtet hatte. Die ersten Schüsse fielen krachend am Himmel. Es waren nicht nur Schüsse der Gemeinschaft.

»Wir haben keine Zeit«, keuchte Jorn. Taja war schwer. Er ließ sie herunter und griff fest nach ihrer Hand. »Die Trisol können jeden Moment hier auftauchen!«

»Wir holen sie später, wenn die Trisol wieder weg sind«, warf Miran hilfreich ein. Jorn war dankbar für die Hilfe seines Ältesten, Taja fragte nicht weiter und die Drei zogen weiter in Richtung Stadtmitte. Aber würden sie je wieder in ihr Haus zurückkehren, oder würden es die Trisol vielleicht sogar vernichten? Er hatte wirklich große Sorge deswegen, denn er hatte von den Taten der Trisol auf anderen Kolonien an der Grenze gehört. Und davon hatte er seinen Kindern noch gar nichts erzählt, um sie nicht zu sehr zu ängstigen.

Der Sturm kam immer näher. Das Licht auf den Straßen veränderte sich, alles wurde grau, als hätte selbst das Gras Angst vor dem, was noch kommen sollte. Der Lärm vom Himmel kam auch immer näher. Plötzlich trafen sogar die ersten ungezielten Schüsse die Straße vor ihnen und einer zerstörte das Schaufenster von Ssrah Waale, dem Modehändler auf der Hauptstraße. Jorn duckte sich und riss seine Kinder hinter einen Baum, der zusammen mit den anderen eine Allee bildete. Taja schrie panisch auf und ließ sich danach eine ganze Weile nicht mehr beruhigen. Glas prasselte links und rechts an ihnen vorbei, doch sie wurden nicht verletzt. Jorn blieb am Ende aber nichts anderes mehr übrig, als Taja doch wieder auf den Arm zu nehmen. Und als sie sich gerade wieder hinter dem Baum hervorwagen wollten, brach ein Kampfschiff der Trisol keine dreißig Meter vor ihnen von innen durch eine Hauswand, knickte ein paar Stämme der Fünffingerbäume um und landete dann brennend in der Bäckerei der Familie Scharne.

In Panik sah Jorn, wie eine Luke von innen aufgesprengt wurde und zwei Soldaten der Trisol auf ihren vier Beinen heraus hinkten. Sie hatten Schusswaffen in den Händen, schienen vom Absturz aber noch ganz mitgenommen zu sein und sahen ihn und seine beiden Kinder zum Glück nicht. Er hielt Taja den Mund zu, damit sie nicht zu schnell bemerkt würden. Doch dann kam aus der Stadtmitte ein Trupp Soldaten und nahm die Trisol und das in der Bäckerei brennende Wrack unter Beschuss. Jorn drückte seine beiden

Kinder enger an sich, kauerte sich hinter dem Fünffingerbaum zusammen und hoffte, dass es bald vorbei war. Er hatte die Hände nicht frei, um sich selbst die Ohren zuzuhalten. Er hörte die Rufe der Soldaten und die Schreie der Verwundeten – auf beiden Seiten. Dann gab es einen ohrenbetäubenden Knall, als das Wrack explodierte. Die großen Nüsse des Fünffingerbaums in ihren stacheligen Hüllen regneten auf Jorn und die Kinder herunter und platzten auf, ließen ihre Früchte über den Boden im einsetzenden Regen rollen.

Ob es vielleicht besser gewesen wäre, im Bunker der Schule zu bleiben?

»Sie sind tot«, meldete Miran neben ihm, der einmal um den Baum herum gesehen hatte. Jorn sah auch einmal zur Bäckerei herüber, in der jetzt ein riesiges Loch bis zur zweiten Etage hinauf klaffte. Von dem Wrack war nicht mehr viel übrig. Die Soldaten der Gemeinschaft hielten sich nur kurz mit den Leichen der Feinde auf und liefen dann wieder los.

»Wir müssen weiter!«, sagte Jorn und half den Kindern wieder auf. Taja war endlich still, aber ihre Augen waren weit aufgerissen. Er nahm sie wieder auf den Arm. Der Wind wurde stärker und der Regen dichter. Aber es war ja nicht mehr weit bis zum Bunker. Jorn und Miran rannten die Straße hinunter, Taja klammerte sich an seinen Hals, verbarg ihr Gesicht an seiner Brust. Das war das Beste, was sie machen konnte, dachte Jorn, während er am Ende der Hauptstraße nach links ging. Vor dem Eingang zum Bunker war eine große Mensentraube, die in den Bunker drängte. Die Soldaten hatten um den Eingang einen Ring gebildet und regulierten den Durchgang. Eine sinnvolle Maßnahme, dachte Jorn zuerst, denn sonst würde es Chaos geben. Sie kamen hinten an der Traube an, die aus sicherlich noch mehr als tausend Menschen bestand. Der auffrischende Wind zerrte ihnen an den Haaren und erst jetzt wurden ihm die Rufe der Leute bewusst: Es ging viel zu langsam, die Trisol würden jeden Moment mit ihren Kriegsschiffen hier sein.

»Lasst mich durch, ich habe Kinder!«, rief Jorn, setzte Taja auf seine Schultern und schob Miran vor sich hier in die Menge hinein. Er erntete nicht viel Verständnis für sein Vorhaben: Die Leute standen enger gedrängt, als er es jemals erlebt hatte, und von hinten drückten weitere Leute erbarmungslos nach. Die Soldaten vorne bellten Befehle, die die Menge aber nicht mehr befolgte. Jorn war etwas größer als viele andere und konnte so zwischen den Köpfen der sich drängenden Massen sehen, wie es endlich weiterging: Die Soldaten wurden jetzt einfach zur Seite geschoben und die Menschen stürmten in den Bunker hinein.

»Papa!«, rief Miran, der zwischen ihm und zwei Männern vor ihm eingeklemmt war und sich kaum noch regen konnte.

»Machen Sie meinem Sohn etwas Platz!«, rief Jorn den Männern zu, die sich aber noch nicht einmal umdrehten. Es kam Bewegung in die Menge. Schritt um Schritt ging es auf den Eingang zum Bunker zu, durch den immer mehr Menschen strömten. Jorn versuchte, etwas Platz zu Miran zu halten, damit der Junge Luft bekam, aber jedes Mal, wenn er nur wenige Zentimeter Lücke schaffen konnte, drängten sich andere Leute da hinein. Miran wurde so immer weiter von Jorn fort getrieben.

»Lassen Sie mich zu meinem Sohn!«, rief er und griff den beiden Frauen, die jetzt unmittelbar vor ihm standen, heftig an die Schultern und versuchte, sie auseinanderzudrängen.

»Papa«, rief Miran von vorne. Er hatte sich umgedreht und wollte gegen den unendlich erscheinenden Strom der Menschen zurück zu seinem Vater, aber zwei Männer packten ihn einfach unter den Armen und schleiften ihn mit.

»Geh einfach rein! Ich komme nach«, rief Jorn noch zuversichtlich, dann bekam er von einer der beiden Frauen, die jetzt panisch um sich schlug, einen heftigen Tritt in die Wade. Er wäre beinahe gestolpert und Taja wäre dann von ihm heruntergefallen, aber er konnte sich am Rücken eines alten Mannes vor ihm abstoßen, der daraufhin gegen seinen Vordermann fiel. Jorn wusste selbst nicht, wie es geschah, aber

plötzlich waren sie über den alten Mann hinweg gestiegen. Es sah nicht so aus, als würde er noch einmal aufstehen. Aber Jorn hatte keine Zeit, sich um den Alten zu sorgen: Er fragte sich eher, wie viele Leute noch in den Bunker passen würden. Die Soldaten schienen sich wieder zu formieren, und sie brachten ihre Waffen in Anschlag. Wo war Miran? Er konnte ihn nicht mehr sehen. War er vielleicht schon drin? Taja klammerte sich an seinem Kopf fest, er bekam selbst kaum noch Luft und konnte nicht mehr viel sehen. Nur noch wenige Meter trennten ihn von der Tür. Und das Gedränge war so dicht, dass er kaum noch Luft bekommen hätte, selbst wenn Taja ihn nicht so fest umklammert hätte.

Dann kam das Warnsignal und die Tür begann, sich zu schließen.

»Ich habe Kinder!«, schrie Jorn und drängte sich mit noch mehr Gewalt nach vorne. Er konnte Miran immer noch nicht sehen. »Lasst meine Tochter noch rein!«, rief er den Soldaten zu, die jetzt in die Luft schossen und die Menschenmassen grob am weiteren Vordringen hindern wollten. Immer noch quetschten sich die letzten Menschen durch die sich schließende Tür. War das da gerade Miran? Er war sich nicht sicher. »Bitte, lasst zumindest meine Tochter noch rein!«, flehte er. Doch die Soldaten nahmen ihn in all dem Gedränge noch nicht einmal wahr.

»Da ist Miran!«, rief Taja plötzlich und zeigte links neben die Tür. Er war noch nicht drin. Und dann war die Tür zu. Wütende Schreie brandeten auf und die vorderen Reihen attackierten die Soldaten, die jetzt scharf in die Menge schossen, um sich selbst zu schützen. Der Mann neben Jorn sank tot zu Boden. Die Menge begann nun auseinander zu laufen. Aber bei den immer noch mehr als tausend Leuten dauerte es eine ganze Weile, bis sich auch Jorn wieder frei bewegen konnte. Miran stand vor der geschlossenen Tür und sah ihm mit Tränen in den Augen entgegen. Er sank auf den regennassen Boden und Jorn schaffte es bis zu ihm hin, setzte sich neben ihn.

Dann war der Himmel vollends schwarz geworden und der Sturm brach los.

Das Nova-Experiment

Mühsam und mit vereinten Kräften hatten sie ihn wieder in den Kommandosessel zurück gehoben. Er hatte seine volle motorische Sicherheit noch nicht wieder zurückgewonnen, die Steuerung seines Körpers war noch nicht wieder vollständig hochgefahren. Seine Arme und sein Kopf bewegten sich ruckartig, als er sich im Raum orientierte und verursachten den Offizieren, die ihn zu halten versuchten, arge Probleme. Malina Gunor, seine Stellvertreterin, sah ihn besorgt an, musterte seinen technischen Körper und sah ihm in die elektronischen Augen. Mit wenigen Worten hatte er zuvor versucht, ihr zu erklären, was passiert war – sofern er es selbst schon verstanden hatte.

»Und wie sollen wir Sie jetzt nennen?«, fragte die Vize-Kapitänin verwirrt.

Als er darüber nachdachte, stellte der Kapitän fest, dass das eine berechnete Frage war. Noch vor wenigen Minuten war er Etep gewesen. Sein ganzes bisheriges Leben lang, also immerhin schon gut achtzig Jahre, hatte der Toach auf diesen Namen gehört. Als Etep war er von seinen Eltern aktiviert worden, er hatte unter diesem Namen die Schule auf CHUNN besucht, seinen Abschluss gemacht und hatte sich schließlich früh für eine Laufbahn in der Gemeinschaftsflotte entschieden.

Als technische Lebensform hatte der bis dahin silbern glänzende Toach die Möglichkeit ergriffen, sein Äußeres zu verändern: Er hatte sich eine neue Außenhülle anfertigen lassen, die der Uniform der Gemeinschaft entsprach. Seit dieser Zeit war sein Körper schwarz, nur sein Kopf war silbern geblieben.

Etep war ehrgeizig gewesen und hatte schnell Karriere machen können: Über den logistischen Arm der

Gemeinschaftsflotte hatte er eine Offizierskarriere begonnen und war vor fünf Jahren zum Sektoradmiral ernannt worden. Doch diese Position hatte er gerne aufgegeben, als sich ihm die Möglichkeit geboten hatte, auf die *Nova* zu wechseln. Auch, wenn er jetzt nur noch Kapitän und nicht mehr Admiral war, war das ein großer Schritt für ihn nach vorne gewesen. Und auch, wenn die *Nova* bereits mit Missionen beauftragt worden war und auch schon zwei weitere Schiffe dieser Klasse gebaut wurden, war die *Nova* immer noch ein Prototyp. Und er war derjenige, der den Prototypen austestete.

So war unmittelbar, nachdem die *Nova* ihre erste Mission angetreten hatte, Professor Lilaptar auf ihn zugekommen. Natürlich nicht persönlich, denn der Erfinder der schnellen Antriebe der *Nova* mied die Öffentlichkeit. Er hatte durch seine Assistentin Lelma ausrichten lassen, dass er ein Experiment durchführen wollte, durch das er als Kapitän im Notfall den vollen Zugriff auf alle Schiffssysteme übernehmen könnte. Nur ein Toach sei dazu in der Lage, aufgrund der technischen Natur ihrer Spezies. Etep hatte dem Experiment zugestimmt.

Beim nächsten Zwischenstopp bei ARATIS ein paar Tage später nahm die *Nova* die Assistentin von Professor Lilaptar an Bord. Unmittelbar nach ihrem Eintreffen stellte sie sich bei Kapitän Etep vor.

»Mein Name ist Lelma, Professor Lilaptar schickt mich«, grüßte sie mit einer sehr melodischen Stimme, als sie im Büro des Kapitäns stand.

»Ich freue mich, Sie persönlich kennenzulernen«, antwortete Etep. Sie war - wie auch er - nach menschlichem Vorbild aufgebaut. Sie trug zivile Kleidung mit dem Emblem von Lilaptars neuer Firma, die für die Herstellung der Kilo-Edlat-Antriebe gegründet worden war.

»Danke, gleichfalls«, erwiderte sie. Ein leichtes Lächeln spielte um ihre metallisch schimmernden Lippen.

»Ich werde alles in allem etwa drei Wochen für die Vorbereitung des Experiments brauchen. Hauptsächlich arbeite ich am Hauptcomputer, aber in der Endphase werde ich auch an Ihnen arbeiten müssen«, sagte sie gleich geschäftig.

»Können Sie mir die Anpassungen erklären?«, wollte Etep wissen.

»Nicht alle, leider. Auf die Schlüsseltechnologien wird Professor Lilaptar natürlich wieder seine Patente anmelden. Er plant, diese Technologie auf vielen weiteren Schiffe einzusetzen, wenn sie funktionieren sollte«, antwortete sie.

»Alles zum Wohle der Flotte«, kommentierte er lakonisch.

»Und natürlich auch zum Ruhm meines Arbeitgebers«, setzte Lelma trocken hinzu.

Den hinteren Teil seiner Kopfverkleidung hatte sie abgenommen und stand jetzt hinter ihm. Sie sprachen die ganze Zeit miteinander, während sie mit langen Sonden und anderen Werkzeugen tief in seinem elektronischen Hirn arbeitete.

»Schade, dass Sie uns schon wieder so bald verlassen müssen«, bemerkte er. Seine optischen Sensoren waren ausgeschaltet, während sie eine neue Kommunikationsschnittstelle mit seinen vorhandenen Systemen verband.

»Ich muss in die Fabrik zurück. Es gibt Probleme mit einer der Fertigungsstrecken. Professor Lilaptar will sich nicht mehr persönlich um solche Probleme kümmern. Daher braucht er mich«, erklärte sie.

»Sind Sie nicht enttäuscht, dass Sie nicht mehr die Früchte Ihrer Arbeit sehen können?«, fragte der Kapitän weiter. Elektrische Impulse rasten plötzlich durch seine Optik und er

erlebte flackernde Blitze, Störungen und Bildfragmente, die allesamt bedeutungslos schienen.

»Das werde ich. Aber aus der Entfernung«, antwortete sie. Etep spürte, wie eine Datenverbindung zu seiner Wartungsschnittstelle hergestellt wurde.

»Ich werde die neue Kommunikationsschnittstelle jetzt in Betrieb nehmen. Ignorieren Sie alles, was Sie jetzt zu erfahren glauben«, wies ihn Lelma an.

»In Ordnung«, wollte er noch bestätigen, aber dann rasten schon Tausende Informationen durch seinen Kopf, die alle keine konkrete Bedeutung zu haben schienen. Immer wieder sah er darin aber auch die Bilder von Professor Lilaptar, von der *Nova* (oder einem sehr ähnlichen Schiff mit einem anderen Namen, an den er sich einfach nicht erinnern konnte) und dann immer wieder von einer riesigen Toach mit einem widderartigen Kopf und einer rostigen Außenverkleidung. Sie schien ihn mit brennenden Augen zu fixieren und sein Innerstes zu durchbohren. Angst stieg in ihm auf, doch dann war es so plötzlich vorbei, wie es begonnen hatte.

»Was war das?«, fragte er erschrocken.

»Nichts von Bedeutung. Ich sagte doch, Sie sollen alles ignorieren. Es waren nur Speicherartefakte. Halluzinationen, würden die Menschen sagen. Ich musste einen Teil meiner eigenen Programmierung in Sie übertragen. Den Prototypen der Schnittstelle habe ich an mir selbst entwickelt. Jetzt sollte alles funktionieren«, informierte ihn Lelma, legte die hintere Abdeckung wieder auf seinen Schädel und verstaute die Werkzeuge in einer schwarzen Ledertasche, die an einen Arztkoffer erinnerte.

»Wann kann ich das Experiment starten?« fragte Etep, der sich erschöpft fühlte.

»In einer Woche, wenn die neue Schnittstelle fest mit Ihrem Hauptspeicher verbunden ist. Zurzeit werden die einzelnen Protokolle noch eingeführt. Sie könnten in den nächsten Tagen Benommenheit verspüren«, stellte Lelma ihm in Aussicht.

Dann war sie fort. Lelma hatte ihn nervös gemacht, seit dieser Erfahrung mit der rostigen Toach mit dem Widderkopf. Hätte er nicht Lelma sehen müssen in seiner Halluzination? Er hatte Zeit damit zugebracht, diese andere Toach zu finden, aber ein solches Modell gab es nirgends. Schließlich hatte Etep aufgegeben und es einfach ignoriert.

Jetzt konzentrierte er sich aber erst einmal auf das bevorstehende Experiment.

»Sie zeichnen alles auf?«, fragte Kapitän Etep, auf der Brücke sitzend, noch einmal den Missionskoordinator und die Offiziere von der Wissenschaft.

»Ja, Kapitän Etep«, bestätigte der Missionskoordinator noch einmal. Etep atmete tief durch und schlug sich mit den Händen auf die Oberschenkel.

»Also, es geht los!«, sagte er.

Dann aktivierte er die neue, für kurze Strecken beschränkte Kommunikationsschnittstelle in seinem Gehirn. Er etablierte dann eine Verbindung mit dem Gegenstück im Zentralcomputer der *Nova*.

»Die Kommunikation steht!«, informierte auch einer der Computerwissenschaftler, der das Experiment überwachte. Etep nickte und konzentrierte sich jetzt auf den Datenverkehr mit dem Computer. Er musste sich legitimieren. Eine Angelegenheit, die er in Sekundenbruchteilen erledigt hatte.

»Der Kapitän nimmt Zugriff auf Kommandofunktionen«, berichtete der Wissenschaftler weiter.

»Interessant! Ich kann jetzt auf die Systeme des Schiffes fast so einfach zugreifen, als seien es meine eigenen«, kommentierte Etep zufrieden.

»Dann haben Sie jetzt den Stand erreicht, der auch über die speziellen Toach-Konsolen hier im Koordinationszentrum zu erreichen ist«, informierte der Computerwissenschaftler zufrieden.

»Dann also auf zu neuen Ufern!«, rief Etep fröhlich und schaltete in den nächsten Betriebszustand. Über die extrem schnelle Funkschnittstelle, die Lelma ihm eingebaut hatte, begann er, Teile seines Aktionspotentials in den Hauptcomputer der *Nova* zu verschieben. Er fühlte sich einen Moment lang, als würde er durch eine dünne Röhre von einem Raum in einen anderen kriechen, aber mit einer Geschwindigkeit, mit der auch die *Nova* nicht mithalten konnte. Es war ein beklemmendes, beängstigendes Gefühl, aber schließlich hatte er es hinter sich gebracht.

»Ich nehme jetzt Zugriff auf die Datenspeicher der *Nova*«, erklärte er seine Aktionen. Seine Stimme schien den Umstehenden jetzt seltsam monoton zu sein, da er sich jetzt mehr konzentrieren musste.

»Datenzugriff auf den Speicher der *Nova* funktioniert ...«, sagte er und sprang gleich zum nächsten Ziel des Experiments: Er übernahm die Kontrolle über die Antriebe und die Infrastruktur seines Raumschiffs. Es fühlte sich für einen kurzen Moment so an, als würde die *Nova* jetzt zu seinem Körper gehören. Er empfand so ein gewaltiges Potential an Möglichkeiten. Was wäre, wenn er sich daran gewöhnte, wenn er dann nicht mehr in seinen Körper zurück konnte? Der Gedanke erschreckte ihn. Er zog seinen Geist reflexartig ein Stück aus den Kontrollen zurück und fühlte sich dann wieder in der engen Röhre gefangen. Beklemmung machte sich in ihm breit, als er spürte, dass er sich in beide Richtungen gleichzeitig zu bewegen schien. Und dann sah er wieder das Bild der rostigen Toach, gewaltig und mit brennenden Augen kam sie ihm im Transferkanal entgegen.

»Da stimmt etwas nicht!«, hörte er noch den Computertechniker wie aus weiter Ferne rufen. Und ehe Etep selbst viel unternehmen konnte, griff das Notfallprotokoll seines Körpers, das versuchte, die vermeintliche Gefangenschaft in einem Transferkanal zu beenden. Das Gefühl, sich in beide Richtungen zu bewegen, verstärkte sich bis ins Unermessliche, gleichzeitig wurde ihm die Enge noch

beklemmender, er verlor im Kanal die Orientierung. Sein Körper fing an zu krampfen, während der Techniker forderte: »Unterbrecht die Verbindungen zum Hauptcomputer!«

»Nein!«, rief Etep, und es kam ihm etwas eigenartig vor, seine Stimme nicht nur aus seinem Mund, sondern auch aus allen Lautsprechern der Brücke zu hören. Überrascht und besorgt sah ihn jetzt auch Vize-Kapitänin Gunor an, während sein Körper sich plötzlich erhob und auf schwankenden Beinen stand. Er spürte, dass er sich jetzt gleichzeitig auf beiden Seiten des dünnen Kanals aufhielt. Er konnte seinen Körper spüren, der auf wackligen Beinen stand und jetzt plötzlich nach hinten fiel, als die motorische Steuerung überlastet aussetze. Er konnte aber auch die ganze Nova spüren, jeden Sensor, jede Bewegung darin, jeden Datensatz, der abgespeichert worden war. Er sah nach innen und nach außen gleichzeitig und erkannte, dass er das Schiff geworden war.

»Trennen Sie die Verbindung nicht, Sie würden damit meinen Körper töten und die ganze Steuerung des Schiffs vernichten«, bat Etep jetzt, gleichzeitig aus den Lautsprechern des Schiffes und seines ursprünglichen Körpers.

»Was ist denn passiert?«, wollte Malina Gunor wissen.

»Ich habe mich mit dem Schiff verbunden, als in mir das Notfallprogramm zur Sicherung meines Bewusstseins angelaufen ist. Und ich existiere jetzt gleichzeitig im Schiff und in meinem Körper. Ich kann es noch nicht genauer erklären, aber jetzt bin ich das Schiff! Ich bin ein ganz neues Wesen«, erklärte Etep. Er spürte, wie kräftige Hände ihn unter den Armen packten und in seinen Kommandosessel hoben. Er sah aus seinen Augen in die Gesichter der Offiziere und auch in das besorgte Gesicht von Malina Gunor.

»Und wie sollen wir Sie jetzt nennen?«, fragte sie.

»Nennen Sie mich Etep-Nova. Und ich bin immer noch der Kapitän dieses Schiffes!«, stellte er klar, nachdem er weniger als eine Sekunde über die Frage seiner Stellvertreterin nachgedacht hatte.

Karriereleiter

Onez Renma war in diesem Moment so glücklich wie noch nie zuvor! Er stand dem Präsidenten der Gemeinschaft gegenüber, der ihm seine Ernennungsurkunde überreichte und ihm dann die Hand schüttelte. So hatte er sich das immer vorgestellt! Die Anwesenden – Mitarbeiter des Geheimdiensts, Regierungsvertreter von ARMATIN und Ratsmitglieder der Gemeinschaft interstellarer Nationen – applaudierten, während er auf das Rednerpult zuing. Er setzte eine ernste Mine auf, die so gar nicht zu seiner gefühlten Euphorie passte. Aber dies waren ernste Zeiten und er hatte wichtige Anliegen, die er in seiner neue Stellung umsetzen wollte.

»Ich danke Ihnen für das Vertrauen, das Sie mir aussprechen«, begann er seine Dankesrede. Bisher war er der Leiter einer Geheimdienstabteilung auf ARMATIN gewesen. Sein Bereich war ISLANOVA gewesen, der kleinste der fünf Kontinente. Er hatte seine Gruppe gut im Griff gehabt, dafür hatte er sein Leben lang gelernt und trainiert. Onez Renma, zweites Kind einer wohlhabenden und mächtigen Familie von ARMATIN, hatte alles für den Geheimdienst gegeben. Sein Vater, selbst ein einflussreicher Politiker, hatte zwar eine Karriere in der Politik für seinen Sohn vorgesehen, aber seine ältere Schwester schien schon früh besser geeignet zu sein, den Vater in seinen Ämtern zu beerben. Während er sich nun für seine Berufung ins höchste Amt bedankte und eine vorher verfasste Rede ablas, freute sich Renma, dass er mehrere Karrierestufen übersprungen hatte und gleich den ganzen Geheimdienst leiten sollte. Er führte es auf seine eigenen Erfolge zurück: Durch seinen Scharfsinn war im Rat von ISLANOVA eine Korruptionsaffäre aufgedeckt und auch die Hintermänner bestraft worden. Nur durch sein Verhandlungsgeschick hatte die Entführung einer Politikerin von ARMATIN durch Piraten ein gutes Ende genommen, und nur durch sein Durchhaltevermögen war es ihm gelungen, die

geschickte Spionage der Trisol in seinem Bereich immer wieder zurückzudrängen. Es herrschte immer noch Krieg gegen die Trisol, da brauchte es einen zuverlässigen Geheimdienstleiter!

»Sie können versichert sein, dass ich alles daran setzen werden, die gute Leistung des Geheimdiensts fortzuführen und – wo es möglich ist – weitere Verbesserungen einbringen werde«, endete der frischgebackene Leiter des Geheimdiensts, deutete eine Verbeugung an und ertete den Applaus der Gäste. Renma war begeistert: Er hatte seinen ersten Test bestanden; er kam bei den Gästen gut an!

Ebenfalls applaudierend kam Präsident Alimar zu ihm ans Rednerpult, schüttelte ihm nochmals die Hand und führte ihn dann von der Bühne, während der Moderator des Abends das Buffet eröffnete.

»Gleich werden wir auch etwas essen, aber vorher muss ich Sie noch in meinem Büro sprechen«, sagte Alimar, während sie sich hinter der Bühne durch die etwas kahleren und dunkleren Gänge des Regierungspalastes bewegten. Renma bemerkte, wie die Leibwächter des Präsidenten auf einen Wink Alimars hin stehenblieben und die beiden Männer alleine weitergehen ließen. Präsident Alimar hatte vor der Ernennung eine überschwängliche Laudatio auf den scheidenden Leiter des Geheimdiensts gehalten. Sein Vorgänger war heute nicht hier, das wunderte Renma schon.

»Wie lange sind Sie schon im Geheimdienst?«, fragte Alimar während sie auf den Aufzug warteten.

»Achtzehn Jahre, Präsident Alimar«, antwortete Renma wahrheitsgemäß. Es war eine lange Zeit, doch jetzt war er an seinem Ziel angekommen. Renma hatte schon sein ganzes Leben auf diesen Tag hin ausgerichtet. Er hatte hart gearbeitet, auf seinen jeweiligen Posten, aber natürlich auch für seine Karriere. Er hatte verzichtet, auf eine eigene Familie, auf seinen Urlaub, sogar auf seine persönliche Weiterentwicklung. Das alles hatte er seinem Dienst zur Verfügung gestellt. Statt

dessen hatte er Rhetorik und Körpersprachseminare belegt, sich in Psychologie und Mitarbeiterführung geübt.

»Dann wissen Sie sicherlich gut, wie der Geheimdienst aufgebaut ist und wie er funktioniert«, folgte der große Xoß in seinen dichten Gewändern neben ihm. Der Aufzug kam an.

»Ja. Ich erkenne an einigen Stellen Optimierungspotential ...«, begann Renma begeistert, wurde dann aber sofort von Alimar unterbrochen.

»Der Geheimdienst funktioniert, indem er sich nach außen hin abschottet, damit niemand anhand der Funktionsweise auf dessen Aktionen schließen kann«, sagte Alimar unbeirrt von Renmas Ansatz. Sie stiegen in den Aufzug.

»Das ist mir wohl bewusst. Um diese Geheimhaltung durchzusetzen habe ich schon oft ...«, begann Renma und wurde gleich wieder unterbrochen.

»Das zweite notwendige Funktionsprinzip ist die Täuschung«, rief Alimar. Worauf wollte er hinaus? Sie erreichten die Etage, auf der das Büro des Präsidenten lag, weiter oben im Regierungspalast. »Dieser Eigenschaft haben Sie es zu verdanken, dass Sie der neue Geheimdienstleiter geworden sind«, fügte der Xoß hinzu und jetzt sah er das erste Mal den Menschen aus seinen stechenden, kleinen Augen gleich ins Gesicht.

»Es ist nicht Ihre Aufgabe, alles zu wissen. Es ist auch nicht ihre Aufgabe, alles zu regeln!«, eröffnete ihm der Präsident. Renma war verwirrt. Sollte ein Behördenleiter nicht leiten?

»Ähm ...«, sagte er nur, während sie den Aufzug verließen.

»Sie haben ein gutes Auftreten. Sie wirken verbindlich. Ernst. Man glaubt Ihnen, was sie sagen. Das haben Sie gerade eben wieder bewiesen«, sagte Alimar weiter. Renma schwieg. Was war denn mit seinen Leistungen? Er hatte Spione besiegt, Entführte befreit und Korruption aufgedeckt! Deshalb war er Leiter des Geheimdiensts geworden, nicht wegen seines geschulten Auftretens! Sie gingen über den Gang auf das Büro des Präsidenten zu.

»Und doch wirken Sie manchmal auch so, als wären Sie etwas unbeholfen. Diese Mischung ist es, die wir gesucht haben! Nur so können wir Sie gleichzeitig nach vorne stellen und schützen«, sagte Alimar. Renma sah sich um. Es war niemand da, der die beiden hören konnte. Unten ging das Festessen los, aber Renma verging so langsam der Appetit. Das Gespräch ging in eine Richtung, die dem Menschen von ARMATIN nicht gefiel.

»Präsident Alimar, ich verstehe nicht ganz ...«, sagte Renma schließlich.

»Sie werden verstehen. Ihr Vorgänger hat nur zu gut verstanden. Sonst wäre er nicht so lange am Leben geblieben«, versprach Alimar. Der neue Chef des Geheimdiensts dachte nach.

Sein Vorgänger schien frustriert zu sein. Er interessierte sich für Sport, mehr als für den Geheimdienst. Auch das einzige Treffen zwischen dem alten und dem neuen Geheimdienstleiter schien seinem Vorgänger lästig gewesen zu sein. Es war auch nur auf Renmas Drängen hin arrangiert worden und nur sehr kurz gewesen. Richtigen Inhalt hatte es eigentlich nicht gehabt, wie der neue Geheimdienstleiter im Nachhinein bemerkte. Er vermutete, dass sein Vorgänger des Amtes und der Verantwortung schließlich doch müde geworden war. Doch wenn er in den Medien auftrat, wirkte er stets knallhart. Auf eine Art und Weise, die Platz für eine gewisse Komik ließ. Er hatte seinen Vorgänger selbst nie so ganz ernst genommen und hatte schon viele Ideen, was er besser machen wollte. Er kannte viele, die ihn nicht ernst genommen hatten. Und doch funktionierte der Geheimdienst offenbar gut.

»Der Geheimdienst ist weit mehr, als Sie bislang wissen, Renma«, erklärte der Präsident weiter, während er die Tür zu seinem eigenen Vorzimmer öffnete. Hier war es schon wesentlich wärmer als vor der Tür. Als Xoß benötigte Alimar eine heiße, helle Umgebung.

»Es gibt Ihnen noch unbekannte Einheiten, die in die Flotten eingebunden sind. Wir haben Einheiten auf jedem Planeten und auf fast jedem Schiff: Schläfer, Attentäter, geheime Botschafter, Agenten und technisches Gerät. Auch auf ARMATIN haben wir das, wir haben alle diese Dinge auch unter Ihren Augen eingesetzt«, erklärte Alimar. Er stieß die Tür in sein eigenes, blendend hell erleuchtetes Büro auf. Die eine Seite des Raumes war mit Sand bedeckt. Ein dünnes Kraftfeld hielt dort die heiße Luft zurück. Renma blieb auf der Seite des Büros, die für Menschen vorbehalten war. Hier gab es keinen Sand und die Luft war nicht ganz so heiß, auch das Licht war nicht so grell.

»Wirklich? Ich hätte das doch bemerkt!«, warf Renma ein, ungläubig.

»Haben Sie aber nicht! Der entscheidende Tipp bei der Entführung von Eela Laws kam damals von einem dieser Leute. Und Sie haben die Ergebnisse der verborgenen Agenten verwenden können, ohne genau zu wissen, wo sie her kamen. Sehen Sie es doch einmal so: Der Geheimdienst ist ein gerne gewähltes Ziel für Angriffe aller Feinde der Gemeinschaft. Aber natürlich nur der Teil, den man sehen kann«, sagte Alimar. Er lächelte. Scheinbar tausend gefährliche Zähne blitzten zwischen seinen schmalen Lippen. Es sah brutal aus.

»Das ist die Ablenkung, von der ich spreche!«, erklärte er weiter. Die Tür öffnete sich erneut, ein Mann mit einer Admiralsuniform der Gemeinschaftsflotte trat ein. Allerdings wiesen ihn die Dienstinsignien als einen Mitarbeiter des Geheimdiensts aus, in einem Rang, der dem seinen ebenbürtig war.

»Einen Teil des Geheimdiensts zeigen wir in der Öffentlichkeit. Sie sind der Kopf dieses Teils. Eine Galionsfigur, natürlich auch ein Leiter, aber nur für den Teil, der öffentlichkeitswirksam ist. Der weitaus größere Teil operiert im Verborgenen«, sagte Alimar weiter.

»Dann bin ich nur ein Ablenkungsmanöver?«, fragte Renma erschrocken, als er endlich seine Sprache wiederfand.

Jetzt endlich begriff er die Tragweise dieses Gesprächs. Der Admiral, der unvorgestellt einfach neben ihm stand, beantwortete diese Frage.

»Sie sind ein hervorragender Schauspieler geworden, mit all den Schulungen, die Sie besucht haben, Renma. Sie haben eine glaubwürdige Karriere vorzuweisen, sind lange genug dabei, haben das Aussehen und können von Erfolgen berichten, die wir Ihnen alle zugeschoben haben. Und weil sie trotzdem niemand für gefährlich halten wird, da Sie ja nur die Verbände in ISLANOVA geleitet haben, habe ich mit Ihnen den perfekten Kandidaten gefunden«, sagte er kühl.

»Darf ich Ihnen Geheimadmiral Yorcam vorstellen? Er ist Ihr neuer direkter Vorgesetzter«, schloss Präsident Alimar.

Erral Derr

AGCAT war die Heimatwelt aller Orlasier, sogar von denen, die auf den Kolonien auf anderen Planeten wohnten. Das war bisher immer göltig gewesen und niemand hatte daran den leisesten Zweifel gehabt. Doch Erral Derr hatte Tatsachen aufgedeckt, die eine ganz andere Geschichte erzählten.

Seit drei Tagen war es zu Fuß unterwegs auf dem Klosterberg, hatte - wie es die Tradition verlangte - die Schuhe ausgezogen und wanderte auf den weichen, ausgetretenen Pfaden, die die Pilger schon seit Jahrtausenden benutzten. Für Derr, ein orlasisches Neutrum, war es eine vollkommen neue Erfahrung. Es war sonst immer zwischen den Sternen unterwegs gewesen. Derrs Familie war eine der reicheren auf NEULAND, der ersten, aber längst nicht mehr einzigen Kolonie der Orlasier auf anderen Planeten. Für Derr war gesorgt worden und es konnte tun und lassen, was es wollte. Sich ein Schiff zu kaufen, eine Besatzung anzuheuern und damit auf Reisen zu gehen, war sein Lebensstil. Und aus diesem Grund war es heute auf dem Weg zum Prophetum. Auf der wahrscheinlich letzten Reise in seinem Leben, wie es befürchtete.

Das orlasische Neutrum konzentrierte sich auf die Eindrücke, die sich ihm eröffneten: Das weiche Gras, wenn es von der schmalen Spur nach links oder nach rechts abkam, und wie es duftete. Vielleicht würde auch dieses Gras, wenn es reif war, von den Bewohnern des KLOSTERS geerntet werden, um später als Gewürz genutzt zu werden. Die warme Strahlung der Sonne auf seiner dunklen Haut, die vergleichsweise geringe Luftfeuchtigkeit, die Insekten, die ihre Lieder sangen - all das entging Erral Derr nicht. Trotzdem war das Kapitänum tief in seinen eigenen Gedanken versunken.

Es hatte versucht, das Richtige zu tun. Guten Gewissens war es mit seiner Besatzung losgezogen. Es ging ihm um

Raum und Bodenschätze. Doch sie fanden statt dessen etwas ganz anderes vor.

Als es um einen Felsvorsprung bog, nahm es zum ersten Mal das KLOSTER wahr. Es war gewaltig, am eindrucksvollsten waren jedoch die riesigen Tore, auf denen Derr Schnitzereien ausmachen konnte. Diese Schnitzereien waren sprichwörtlich unter den Orlasiern: »Das hat einen Platz auf den Toren des KLOSTERS verdient!«, war ein Ausdruck für eine großartige Tat, die einen Platz in der Geschichte der Orlasier erreicht hatte. Diese Schnitzereien zeigten die komplette Geschichte der Orlasier, von der Schöpfung durch ihren Gott bis zum heutigen Tage und die Tore hatten immer noch Platz für viele weitere Schnitzereien. Vielleicht hätte auch seine Geschichte einen Platz hier verdient.

Es fragte sich ohnehin, warum sich das Prophetum in die Angelegenheit eingeschaltet hatte. Sicher, alleine schon AGCAT zu verlassen war gegen die Gebote, die der Gott der Orlasier ausgegeben hatte. Aber welche Autorität hatten die religiösen Schichten der Orlasier heute noch? Welche Legitimation hatte in dieser aufgeklärten Welt noch ein lange nicht mehr in Aktion getretener Gott?

Nach einiger Zeit stand Derr also vor den gewaltigen Toren und es öffnete sich eine kleinere Tür daneben, wo sich ein altes Orlasierum zeigte.

»Herzlich willkommen im KLOSTER. Das Prophetum erwartet dich bereits«, sagte es schlicht zur Begrüßung. Dann machte es einen Schritt zur Seite und ließ Derr eintreten. Ohne ein weiteres Wort zu sprechen eilten sie hintereinander tief in das KLOSTER. Die Gänge darin waren sehr verwinkelt und Derr musste sich Mühe geben, um sich nicht zu verirren. Letztendlich verlor es aber doch die Orientierung. Man sagte, das Prophetum selbst habe den Grundstein zum KLOSTER gelegt, aber das war wahrscheinlich doch nur eine Legende, denn das Prophetum war zwar sicher alt, aber wer konnte mehrere tausend Jahre alt werden? Derr hielt das von seinem

naturwissenschaftlichen Standpunkt her für unwahrscheinlich.

Sie kamen in eine gewaltige Halle, die so kompliziert und mit seltsamen Winkeln aufgebaut war, dass Derr sie bei aller Mühe nicht ausloten konnte. In der Mitte der Halle schwebte etwas, mit dem Derr überhaupt nicht zurechtkam. Sein Schall brach sich in die unmöglichsten Winkel, es konnte das Objekt einfach nicht fokussieren. Das Objekt selbst schien im Schatten zu liegen und irgendwie fast unmerklich zu flüstern. Es machte die ganze Umgebung unwirklich.

Und da begriff Derr plötzlich: Dies war eine Statue des orlasischen Gottes selbst, dominant, geheimnisvoll und furchteinflößend! So massiv damit konfrontiert überlegte Derr, ob das Prophetum vielleicht doch eine gewisse Legitimation haben könnte.

»Komm weiter!«, sagte das Bedienstete ärgerlich und erst da bemerkte Derr, dass es stehengeblieben war. Es eilte sich, hinter dem anderen Orlasierum zu bleiben, das quer durch die Halle und auf eine kleine Nische in der Wand zu lief, die Derr erst entdeckte, als sie kurz davor standen. In dieser Halle schienen einfach ein paar Dinge mit der Akustik nicht zu stimmen, Derr war froh, als es in einen kleinen, warmen Raum kam, den es vernünftig ausloten konnte. Das Bedienstete blieb auf der Schwelle stehen.

»Hoheit, hier ist Erral Derr«, sagte es. Derr bemerkte in der Mitte des Raumes ein tiefes Becken, in der ein anderes Orlasierum hockte. Es war fast vollständig mit Wasser bedeckt gewesen und richtete sich jetzt langsam und umständlich auf.

»Danke. Du kannst gehen«, antwortete es. Es sprach mit einer Stimme, die nicht von dieser Welt zu sein schien. Derr hatte nie etwas Vergleichbares gehört. Es war, als würde nicht nur das Prophetum sprechen, sondern gleichzeitig auch der Gott der Orlasier durch seine Stimme hindurch. Derr spürte, wie seine ganze Selbstsicherheit in sich zerbrach. Es räumte den Gedanken mehr Platz ein, dass dieses uralte orlasische Neutrum da vor ihm tatsächlich das Prophetum Gottes sein

konnte. Mit einer tiefen Verbeugung zog sich das Bedienstete zurück. Jetzt wand sich das Prophetum Derr zu, das immer noch am Eingang stand. »Komm näher. Wir haben viel zu besprechen.«

Derr trat auf das Prophetum zu, das immer noch tropfte. Das Wasser war schon von seiner ledrigen, schwarzen Haut am oberen Teil des Körpers abgeperlt. Der Kopf mit den beiden Schalltrichtern, die ihm als Augenersatz, zur Orientierung im Raum und zur Kommunikation dienten, waren bereits trocken, aber der nach unten hin breiter werdende Rumpf noch nicht; die vier am Ende zu zwei Fingern gegabelten Tentakelarme ließ es zu diesem Zweck elegant durch die Luft fliegen. Die vier stämmigen Beine, die in stumpfen Füßen mit den jeweils vier Zehen endeten, standen noch im Wasser, aber das Prophetum erstieg die drei letzten Stufen und nahm eine Art Bademantel von einer Stange, legte ihn über seinen Körper. Mit einem der vier Tentakelarme machte es eine einladende Geste und die beiden Orlasier setzten sich auf die beiden Hocker, die an einem niedrigen Tisch standen.

»Erral Derr von NEULAND! Du hast mit einem Schiff den Raum der Orlasier, ja, sogar den Raum der Gemeinschaft verlassen und hast dich und deine Besatzung in große Gefahr gebracht. Ich freue mich, dass du unverseht mit all den deinen zu uns zurückgekehrt bist«, eröffnete das Prophetum. Derr wusste nicht, was es darauf antworten sollte, aber das Prophetum setzte auch bereits fort: »Jetzt berichte mir, was du entdeckt hast! Ich möchte es von dir selber hören und mit deinen eigenen Worten.«

Derr rutschte etwas unruhig auf seinem Hocker herum. Es wusste, dass es gegen den Willen ihres Gottes war, die Sicherheit seines Volkes zu verlassen. Sogar der Eintritt des orlasischen Volkes in die Gemeinschaft interstellarer Nationen wurde von besonders religiösen Orlasiern als gegen den Willen ihres Gottes interpretiert. Es war nicht sonderlich religiös gewesen, doch jetzt, in der Nähe dieses uralten

Orlasierums, war es sich seiner nicht mehr so sicher, wie noch vor vier Tagen, war scheinbar alles anders.

»Zunächst möchte ich sagen, dass meine Besatzung diese Reise nicht befürwortet hat. Sie trifft keine Schuld daran, dass wir auf die antike Kolonie gestoßen sind«, begann es zögerlich.

»Niemand macht deiner Besatzung einen Vorwurf«, stellte das jahrtausendealte Wesen klar.

»Ich habe es getan, weil ich dem Volk der Orlasier den Weg auf einen weiteren Planeten ebnen wollte. Ich hatte gedacht, wenn ich jetzt einen Planeten finde, der genügend Ressourcen hat, könnte das die Position der Orlasier innerhalb der Gemeinschaft stabilisieren und stärken.«

»Erral Derr, es geht mir nicht darum, dich zu verurteilen. Ich zweifle auch nicht deine noblen Motive an. Berichte mir einfach, was du gefunden hast!«, befahl das Prophetum. Derr war verwirrt. Es war davon ausgegangen, vom Prophetum für die Tat gegen den Willen ihres Gottes bestraft zu werden und den KLOSTERBERG vielleicht nie wieder lebend zu verlassen. Vielleicht hatte es sich aber auch geirrt. Es spürte jetzt die Chance, dass sich vielleicht doch noch alles zum Guten wenden könnte, wenn es ehrlich war. Das Prophetum hatte sich immer wieder auch als barmherzig erwiesen. Vielleicht hatte Derr heute Glück!

»Etwa dreißig Lichtjahre hinter der Grenze der Gemeinschaft stießen wir auf ein Sonnensystem, das nach Meinung meiner Wissenschaftler an Bord Planeten beherbergen könnte, auf denen vielleicht sogar Leben für Orlasier möglich sein könnte. Ich habe Kurs setzen lassen und wir erforschten das System. Die Forscher der Gemeinschaft waren ein paar Jahrhunderte vorher schon einmal kurz in diesem System gewesen, hatten sich aber nicht genau umgehört, wie wir in den Archiven lesen konnten. Aber wir haben das getan. Der vierte Planet hinter der Sonne schien grundlegend geeignet zu sein. Wir begannen mit einer genauen Sensorsuche und fanden dabei größere Strukturen

aus Kalkverbindungen, die nicht natürlichen Ursprungs zu sein schienen. Ich befahl, ein Landeboot auszusetzen. Auf der Oberfläche entdeckten wir, dass es sich bei den Kalkstrukturen um die Ruinen von Gebäuden handelte, von einer ganzen Stadt sogar, die unserer Meinung nach nur orlasischen Ursprungs sein konnte. Wir entdeckten auch Reliefschriften in Skulpturen, die orlasisch anmuteten, aber wir konnten sie nicht lesen. Wir konnten nur näherungsweise bestimmen, dass diese Strukturen etwa zehn- bis zwanzigtausend Jahre alt waren, wenn wir uns auf unsere Messungen verlassen können«, berichtete Derr nach anfänglichem Zögern. Das Prophetum rieb die Tentakel aneinander.

»Was habt ihr dann gemacht?«

»Wir haben unsere Sachen gepackt und uns auf den Weg zurück nach AGCAT gemacht. Unterwegs haben wir die Regierung informiert, damit von dort aus weitere Schritte unternommen werden können.«

»Erral Derr, welche Schlüsse ziehst du aus diesen Entdeckungen?«, fragte das Prophetum. Es musterte Derr eindringlich, Derr spürte den Schall seines Gegenübers auf dem ganzen Körper.

»Vielleicht wurden Orlasier von fremden Lebewesen dort angesiedelt. Vermutlich hat unser Gott aber diese Kolonie vernichtet und die Entführer bestraft, weil es noch nicht an der Zeit für uns war, AGCAT zu verlassen«, vermutete Derr. Es war die Lüge, die es sich sorgsam zurechtgelegt hatte. Es selbst vermutete eher eine frühere orlasische Hochkultur hinter diesen anderen Kolonien. Was würde das Prophetum jetzt antworten? Würde es seine Vermutungen bestätigen? Würde es alles dementieren? Das Prophetum überlegte eine ganze Weile und Derr bekam noch mehr Angst. Hatte das Prophetum seine Lüge bemerkt. Dann schien sich die Stimmung des uralten Wesens in Dur zu verwandeln.

»Ja, das ist eine wahrscheinliche Erklärung«, sagte es schließlich, »Aber, Derr, Du hast gegen den Willen unseres Gottes gehandelt. Dein Leben liegt jetzt nach den alten

Gesetzen in meiner Hand. Du wirst zunächst hier im KLOSTER bleiben, bis ich weiß, was ich mit dir zu tun habe. Dazu werde ich mit unserem Gott sprechen müssen. Bis dahin: Sei unser Gast!«

»Vielen Dank, Hoheit!« sagte Erral Derr verängstigt, und fragte sich, was der Satz mit seinem Leben praktisch bedeuten würde. Und damit kam das Bedienstete wieder zurück und geleitete Derr eilig in ein komfortables Gästequartier, wo es bis zu seinem nicht mehr allzu fernen Tod in der Schlucht nahe des KLOSTERS bleiben sollte.

Heimaturlaub

Auch an diesem Freitag hatte Joshua Thyquist Termine, wie an jedem anderen der fünf Tage einer Woche. Für ihn als taktischen Admiral gab es kaum einen Tag, an dem er sich mal entspannen, seinen privaten Angelegenheiten nachgehen oder auch einfach mal mehr als nur fünf Stunden Schlaf am Stück bekommen konnte. Wen sollte es also wundern, dass er aus den Augenwinkeln leuchtenden Staub über einem Bild an der Wand in seinem Büro sah.

»Meine Herren, ich weiß, dass Ihre Schiffe dringend Wartung brauchen«, sagte er etwas gelangweilt den beiden Admiralen, die ihm jetzt an seinem polierten Schreibtisch gegenüber saßen. »Fakt ist aber, dass die Raumdocks zurzeit alle mit Reparaturen belegt sind, die in den Zeiten des Kriegs gegen die Trisol angesammelt wurden.«

»Sie können aber nicht ...«, begann einer der beiden aufgeregt, aber Joshua hatte keine Lust auf Diskussionen. Der schillernde und leuchtende Staub über dem Bild bewegte und verdichtete sich, doch der taktische Admiral konnte einfach nicht direkt hinübersehen, ohne auch die anderen beiden darauf aufmerksam zu machen.

»Wir alle haben keine Wahl, meine Herren!«, kanzelte der sonst als ausgeglichen bekannte Joshua seinen Untergebenen ab. »Also wirklich, für dieses Gespräch an einem Freitagmorgen, holen Sie mich aus dem Wochenende? Morgen ist Erstag, da habe ich Sprechzeiten, das hätten wir auch dann erledigen können!« Joshua sprang auf. Seine schwarze Uniform mit den Insignien, die auf einen der vier höchsten Offiziere in der Flotte hinwiesen, ließen ihn streng und professionell wirken. Der Staub über dem Bild war schon wieder in sich zusammengefallen und verschwunden.

Mist, dachte Joshua.

»Und was sollen wir jetzt ...«, begann der andere, aber Joshua fiel auch ihm ins Wort:

»Die technischen Kommandanten sollen die Wartungen so weit wie möglich in eigener Regie durchführen«, befahl er. »Sobald sich freie Kapazitäten in den Docks ergeben, werden wir in der Reihenfolge des Bedarfs die Arbeiten an Ihren Schiffen durchführen.«

Joshua stand jetzt neben den immer noch sitzenden Admirälen, die gegen ihn alt und träge wirkten. Er streckte seine Hand aus. Es war ein Rauswurf, aber das kam bei seinen Kollegen erst zögerlich an. Umständlich standen die beiden Menschen wieder auf.

»Es ist Freitag! Warum sind Sie nicht bei Ihren Familien?«, fragte Joshua, schüttelte den beiden Männern die Hand und sah ihnen hinterher, als sie sein geräumiges Büro in einer der oberen Etagen des Flottenkommandos verließen.

Er schnaufte einmal und ging dann zum Bild hinüber. Es zeigte die *Pulsar* und wieder einmal dachte er, wie gerne er jetzt an Bord wäre. Sein Finger fuhr über die Oberseite des Rahmens. Nur eine kaum zu erwähnende Menge grauer Staub. Die Reinigungskräfte waren effektiv.

»Ich bin jetzt allein!«, rief er in sein Büro, aber natürlich erhielt Joshua keine Antwort. Er nahm sich einen Tee aus dem Nahrungsspender. Hatte er den leuchtenden Staub wirklich gesehen oder es sich nur eingebildet? Zum fünften Mal innerhalb der letzten beiden Tage?

Später am Tag – er beendete gerade eine Holo-Konferenz mit seinem Kollegen, dem logistischen Admiral, sah er wieder den leuchtenden Staub. Diesmal tanzte er über seinem Schreibtisch. Durch das Hologramm seines Kollegen hindurch sah er, wie sich der Staub verdichtete und Formen bildete. Nach und nach konnte er Buchstaben erkennen, die das Wort *Überall* bildeten. Unmittelbar danach löste sich der leuchtende Staub wieder auf und verschwand spurlos.

Joshua stellte gleich im Anschluss an diese Konferenz eine neue Verbindung zu Flottenadmiral Fallensteehn her und informierte seinen Vorgesetzten, dass er ein paar Tage Heimaturlaub nehmen würde.

»Wir müssen doch noch die Sicherheitskonferenz für den Letztag im Galantus vorbereiten!«, wand Fallensteehn ein, den Joshua zu Hause erreicht hatte. Seine Enkelkinder waren im Hintergrund zu erkennen, die kreuz und quer durch das Wohnzimmer liefen und dabei nicht gerade leise waren.

»Bis dahin sind noch zehn Tage. Ich muss nur mal schnell nach ARMATIN und bin in sechs Tagen wieder da«, versprach Joshua.

»Also gut, aber nehmen Sie die *Esgadur*. Sie ist klein und schnell«, wies sein Befehlshaber ihn an. »Wie viel Besatzung brauchen Sie?«

»Gar keine. Mit der *Esgadur* komme ich gut alleine zurecht«, versicherte der Admiral zufrieden, der das Schiff gut kannte.

»Dann erwarte ich Sie am Erstag, dem elften Galantus hier zurück«, sagte Fallensteehn erleichtert. »Erholen Sie sich gut, Sie sehen so als, als hätten Sie einen Geist gesehen!«

Die Reise nach ARMATIN dauerte von ARATIS aus zwei Tage. Der erste Tag war ereignislos gewesen und Joshua hatte sich tatsächlich etwas erholen können, so ganz ohne Termine und Holo-Konferenzen. Die *Esgadur* steuerte sich fast von alleine und er hatte den Bordcomputer angewiesen, ihn bei Problemen zu informieren. So hatte Joshua mehr Zeit in einem der luxuriösen Gästequartiere des schnellen Botschaftskreuzers verbracht als auf der Brücke. Und als er nach der Routinekontrolle des Morgens wieder in das Quartier ging, traf er dort auf eine andere Person.

»Hallo, Joshua!«, grüßte der Fremde fröhlich und kam mit offenen Armen auf Joshua zu.

»Bist Du das, Dave?«, fragte Joshua vorsichtig und sah den als unauffällig zu beschreibenden Menschen an. Dave lächelte nur und hob kurz seine dunkle, die Augen dicht umschließende, Sonnenbrille kurz von der Nase. Blendend

helles Licht schoss darunter hervor und glitzerte in allen Farben. Aber so schnell, wie das Licht erschien, hatte Dave seine Brille auch schon wieder abgesetzt. Joshua schloss jetzt den kleinen, gedrunenen Mann in die Arme.

»Danke für den Urlaub, Dave!«, sagte er fröhlich.

»Gerne, kein Problem!«, entgegnete Dave und die beiden Wesen setzten sich in bequeme Sessel. Aber Dave, der jetzt die Form eines Menschen gewählt hatte, ohne einer zu sein, hielt sich nicht lange mit Bequemlichkeiten auf.

»Wir kommen ans Ende, Joshua«, eröffnete er. »Und du hattest diesmal recht: Die *Pulsar* macht den Anfang.«

Joshua schwieg und hörte seinem alten Bekannten einfach weiter zu. Trug er auch schon früher einen langen, beigen Mantel, aus dem unten nur die schwarzen Schuhe herauschauten?

»Es kommen jetzt alle Dinge ins Rollen: Die Anderen stellen ihre Figuren auf, um Alimar wird es dunkel, auf ARMATIN regt sich ein neuer Machthaber, die Toach werden fallen, die Trisol missbraucht den neuen Frieden jetzt schon und dann sind da natürlich noch die Fenor. Weiß immer noch keiner, wer sie wirklich sind?«, wollte Dave wissen.

»Nein«, bestätigte Joshua knapp.

»Das wäre auch noch zu früh«, kommentierte Dave und seufzte.

»Warum fliege ich eigentlich nach ÜBERALL auf ARMATIN?«, fragte Joshua.

»Um den Archivar zu treffen. Er muss uns helfen«, sagte Dave ernst. Und dann erzählte er Joshua den Plan: Es ging darum, die *Quelle der Macht* für die Sieben zu gewinnen, die seit mehr als 10.000 Jahren im Imperium der Orlasier verschollen war. Es ging darum, eine Armee aufzubauen für die letzte Schlacht gegen den Feind, der sich ganzer Spezies bediente, um seine Ziele zu erreichen. Es ging auch darum, alle zu schützen, die noch eine Rolle im letzten Kampf spielen würden.

»Wir müssen auf Malawamawrana, Migaschscher und Gunor setzen!«, endete Dave seine Ausführungen.

»Wenn du die Kapitäne der Universalschiffe meinst, dann sind es Malawamawrana, Mesch und Etep-Nova«, korrigierte Joshua unbehaglich.

Dave sah ihn erstaunt an.

»Dann ist da was schiefgelaufen«, kommentierte er trocken und strich sich mit der kleinen Hand durch die nach hinten gebürsteten, schwarzen Haare.

»Ein paar Dinge werden sich noch korrigieren lassen«, hoffte Joshua, »andere nicht.«

»Sind Mesch und Etep nicht Schützlinge der anderen?«, fragte Dave skeptisch.

Joshua lächelte wieder. Er liebte Herausforderungen!

»Etep-Nova ist kein Problem, er ist für die Anderen unbrauchbar. Dafür habe ich persönlich gesorgt, dem Geheimdienst sei Dank!«, sagte er zufrieden.

»Und Mesch?«

»Der ist aktuell auch noch kein Problem. Ich halte ihn aber im Auge«, versprach Joshua.

»Ich hoffe, du weißt, was du tust«, sagte Dave.

»Das hoffe ich auch«, scherzte Joshua. Aber Dave war nicht zu Scherzen aufgelegt.

»Du musst die *Quelle der Macht* besorgen und sie verstecken! Wenn die Anderen dich dabei erkennen, werden sie dich töten! Denk an Yasa, Lee, Dwindar und Tegev!«, warnte Dave.

»Ich weiß. Aber wir können auch die anderen töten. Wir haben es schon getan!«, erinnerte Joshua.

»Und welchen Preis haben wir dafür jeweils bezahlt? Joshua, wir können uns jetzt keinen Fehler leisten. Sobald der Archivar die *Quelle* hat, musst du verschwinden.« ordnete er an.

»Falls ich sie finde«, schränkte Joshua ein.

»Halte dich an die anderen Orlasier. Sie werden vielleicht noch Hinweise auf die *Quelle* haben«, vermutete Dave.

»Das werde ich«, versprach Joshua.

»Horatius ist an Bord der *Pulsar*. Er wird dir helfen«, entgegnete Dave. Er stand wieder auf und strich seinen Mantel glatt.

»Und die anderen?«, wollte Joshua wissen.

»Ebenezer begleitet Yanshu auf ARMATIN«, berichtete Dave, »Und wie du weißt sind Mera und deine Frau untergetaucht, um sich vor den anderen zu verstecken. Claire sucht immer noch das technische Kompendium. Sie hat eine Spur.«

»Und du?«, fragte Joshua und erhob sich ebenfalls. Daves Besuche waren nie sehr lang. Nur so konnten sich die beiden sicher sein, dass Joshuas Tarnung nicht aufflog.

»Was auch immer von mir verlangt wird!«, antwortete Dave ausweichend. Er lächelte mit seinen künstlich wirkenden Zähnen und löste sich dann in einer Wolke aus bunten, schillernden Staub auf, der zu Boden sank und verblasste.

»Avid Perethon muss ARMATIN verlassen ...«, murmelte Thyquist kopfschüttelnd, während er auf die Brücke der *Esgadur* ging. Der Archivar war seit mehr als 4500 Jahren auf der Heimatwelt der Menschen unterwegs und würde den Planeten sicherlich nur ungern verlassen. Doch den Archivar auf die Reise zu bringen, war für Joshua nur das kleinste Problem. Und wenn er nicht vorsichtig war, würden die anderen Probleme in seinem vorzeitigen Tod enden.

Alte Freunde

Müde und erschöpft nahm er den letzten Anstieg über den gepflasterten Weg den Hügel hinauf. Er stützte sich bei jedem Schritt auf den mit vielen Schnitzereien verzierten Stab, der ihn schon seit so vielen Jahren begleitete. Deutlich konnte der alte Mann das Gepäck fühlen, das er in einem Rucksack auf dem Rücken trug. Es war nur das Nötigste, das er da bei sich trug, doch richtig schwer wogen zwei dicke, handgeschriebene Bücher. Das eine davon war eine Kopie des anderen, an der er noch arbeitete. Daneben lagen nur noch ein paar Kleidungsstücke zum Wechseln und etwas zu trinken, mehr brauchte er auf seinen langen Wanderungen über das Land nicht.

Der alte Mann, der von seinen Freunden *der Archivar* genannt wurde, war nur noch wenige hundert Meter von seinem Ziel entfernt. *Heimat* konnte er es immer noch nicht nennen. ÜBERALL – so hieß der Ort seit seiner Gründung – war zwar der Ort, wo er am häufigsten zur Ruhe kam, doch zu Hause fühlte er sich auf ganz ARMATIN. Während er langsam schon über die Kuppe sehen konnte, erinnerte er sich an das erste Mal, als er hierher gekommen war: Es waren nur wenige Häuser in ÜBERALL gewesen, hauptsächlich Bauernhöfe und ein oder zwei andere Häuser, eine Schmiede und ein Backhaus, wenn er sich noch richtig erinnerte. Das war jetzt gut eintausend Jahre her. Aus dieser Zeit gab es natürlich keine Häuser mehr, auch das älteste Haus am Ort stand – in seinem eigenen Maßstab gerechnet – noch nicht so lange hier. Und das Gemeinschaftszentrum, dessen Dächer er jetzt hinter der Kuppe sehen konnte, war noch keine fünfzig Jahre alt. Seitdem war es kontinuierlich ausgebaut worden, zurzeit lebten hier knapp einhundert Leute aus der ganzen Welt, die zum Lernen hierher gekommen waren. Der Archivar galt ihnen als Lehrer, aber er selbst sah sich in einer anderen Rolle: Er war nur ein Bewahrer. Lehrer würden andere sein.

Immer mehr konnte er sehen, die oberen Etagen, dann auch das große Eingangstor und dann ...

Vor dem Gemeindehaus stand ein einzelner Mann. Avid Perethon, der Archivar, war noch zu weit entfernt, um den Mann klar erkennen zu können, aber etwas in seiner Haltung kam ihm sehr bekannt vor. Von einem Moment zum anderen schien die Müdigkeit und die Erschöpfung aus ihm gewichen zu sein und er wanderte mit neuer Kraft über den Hügel, jetzt bergab, dem Haus mit den schwarzen Dächern und dem Mann entgegen, der mit hinter dem Rücken verschränkten Armen auf ihn wartete. Konnte es denn wirklich sein, dass er heute hier war? Er hatte ihm versprochen, wenn sie sich das nächste Mal sehen würden, wäre die Erfüllung seiner eigenen Mission nicht mehr weit entfernt. Schritt um Schritt kam Avid Perethon dem Wartenden näher, mit jedem Schritt wurde er sicherer, wer da vor ihm stand:

»Joshua Thyquist!«, rief er aus der Ferne, als er vielleicht noch fünfzig Meter von dem immer noch regungslos auf ihn wartenden Mann entfernt war.

»Avid Perethon! Wie gut, Dich wiederzusehen!«, antwortete der Mann mit einer volltönenden Stimme. Es schwang Zuversicht und Autorität darin mit. Er sah nicht mehr aus wie der Mann, den er vor mehr als viertausend Jahren kennengelernt hatte. Aber der Archivar ging schon lange nicht mehr nach dem Äußeren, wenn ihm andere begegneten.

»Und ich freue mich, Dich zu sehen«, sagte Avid, nicht mal mehr fünfundzwanzig Meter von Joshua entfernt. Die letzten Schritte ging der Mann in einer schwarzen Admiralsuniform auf den Archivar zu, breitete die Hände aus und umarmte ihn kurz, wie es alte Freunde tun.

»Wie geht es Dir?«, fragte Joshua. Und das war eine eigenartige Frage, denn Avid war – seit er seinen Auftrag erhalten hatte – nie krank gewesen. Er lächelte nur.

»Und Dir?«, fragte er zurück. Er vermutete, dass es bei Joshua, der sogar noch älter war als er selbst, ähnlich war.

Auch Joshua antwortete nicht auf die Frage, stattdessen nahm er Avid den Rucksack ab. Es war nicht mehr weit bis zum Tor des Gemeindezentrums. Nebeneinander gingen sie langsam darauf zu.

»Ich habe nicht viel Zeit, mein alter Freund. Ich bin hier, um Dir einen Auftrag zu geben«, begann Joshua in einem vertraulichen Ton. Das war etwas Neues. Noch nie hatte Joshua oder einer der Seinen ihm einen Auftrag gegeben.

»Du weißt, ich habe schon einen Auftrag«, entgegnete Avid unsicher.

»Ja, das weiß ich, aber diesen Auftrag hast Du jetzt erfüllt. Du bist fast am Ende Deiner Reise angekommen. Ich hatte es Dir bei unserem letzten Treffen schon gesagt! Die letzten Etappen werden nicht mehr so sein, wie bisher«, erklärte Joshua. Er blieb stehen und drehte sich dem Archivar zu. Unsicher sah ihn der Archivar an. Lag es wirklich in der Kompetenz eines taktischen Admirals der Gemeinschaftsflotte, seinen Auftrag für beendet zu erklären? Doch Joshua sprach nicht in einer Angelegenheit der Flotte, sondern mit der Autorität, die ihm eine ganz andere Macht verliehen hatte.

»Du wirst zu mir nach ARATIS kommen müssen. Ich brauche jemanden, den die anderen nicht kennen und der für mich etwas erledigen kann«, sagte er in verschwörerischem Unterton.

»ARMATIN verlassen?«, fragte Avid alarmiert. Als er damals hier angekommen war, hatte er gedacht, diesen Planeten nie mehr verlassen zu müssen. Die Aussicht auf eine Reise zu einem anderen Planeten, den er nicht kannte, machte ihm Angst.

»Nur dieses eine Mal. Danach warten hier noch weitere Aufgaben auf Dich. In ÜBERALL und in PRIMTON«, versprach Joshua. Er schien schon mehr zu wissen, als er sagte. Wie immer.

»Nimm mich doch einfach mit!«, schlug Avid vor, dem Raumreisen noch nie behagt hatten. Seine erste Reise hatte er

als blinder Passagier gemacht, diese Erfahrung prägte seine Vorstellung von Raumreisen auch heute noch.

»Nein, das geht nicht. Wenn wir beide miteinander in Verbindung gebracht werden, wird es unser beider Tod sein. Ich habe auch noch einen Auftrag zu erfüllen. Ich werde etwas vor den anderen retten und Du wirst es dann in Sicherheit bringen«, erklärte Joshua. Er hatte den Archivar noch nie belogen und alles, was er ihm bisher gesagt hatte, hatte sich bewahrheitet.

»Was ist es denn?«, fragte Avid. Aber er erhielt keine Antwort von Joshua. Der kniff seine Lippen zusammen und ging wieder los zum Tor. Aber in diesem Moment, als er sich umdrehte, konnte Avid so etwas wie Angst in Joshuas Augen sehen. Angst vor den anderen? Die anderen konnten Thyquist und die Seinen töten, sie hatten es schon mehrfach getan. Er erinnerte sich an Yasa, Lii und Tegev, die er vor Jahrtausenden kennengelernt hatte. Sie alle waren tot, getötet von ihren Feinden.

»Mache Dich gleich morgen wieder auf den Weg. Meide Passagierschiffe, benutze nicht Deinen richtigen Namen, reise alleine. Wir treffen uns auf der alten Versorgungsrampe des Flottenhauptquartiers. Du wirst wissen, wann und wo«, sagte Joshua und drückte dem alten Mann den Rucksack wieder in die Hand, wenige Meter vor dem Tor.

»Und Du wirst da sein?«, fragte Avid.

»Ja, wenn meine eigene Mission erfolgreich ist«, antwortete Joshua mit einem gewissen Grimm in seiner Stimme. Oder war es doch wirklich Furcht? Er wusste also nicht, ob er überleben würde. Das konnte nur bedeuten, dass auch Thyquist am Ende seiner Reise war. Nach fast 5000 Jahren würden sich also die Schicksale der beiden Männer erfüllen.

»Viel Erfolg!«, sagte Avid nach kurzem Zögern, versuchte so viel Zuversicht in diese Worte zu legen, wie möglich.

»Gute Reise!«, antwortete Thyquist. Und damit verschwand er vor den Augen des Archivars, als hätte es ihn nie gegeben.

Still vor dem Tor stehend, dachte der Archivar nach: Es fühlte sich richtig an, er spürte in sich keinen Widerstand, den Bitten Thyquists nachzukommen. In der Vergangenheit war er oft auf die Probe gestellt worden, man hatte versucht, seinen Auftrag zu vereiteln. Doch immer hatte er sich auf sein Gefühl verlassen können, nie war er in eine Falle getappt. Das Wissen, das er bewahrte, war noch unverändert. Er würde seinen Auftrag erfüllen.

Avid nahm seinen Rucksack wieder auf den Rücken und ging in das Haus. Keine zwanzig Stunden später war er auf dem Weg nach ARATIS, dem Regierungssitz der Gemeinschaft.

Zwei Wege

Am letzten Tag des Jahres 5018 wurde ein Schlusstrich unter den Krieg der Trisol gegen die Gemeinschaft gezogen: Nach dem jahrelang andauernden Waffenstillstand wurde auf ARATIS, dem Regierungssitz der Gemeinschaft interstellarer Nationen, der Friedensvertrag unterzeichnet.

Nach der Unterzeichnung des Friedensvertrags gab es ein Festbankett im Präsidentenpalast. General Prauell wusste, dass er heute seine schwerste Probe zu bestehen hatte. Der Liverali hatte die Trisol nach dem Ausbruch des Krieges im Jahr 5000 lange und oft siegreich bekämpft. Aber das lag schon lange zurück, doch die letzte Konfrontation würde ihm heute bevorstehen.

»General Prauell, Minister Befras Nangal hat sich nach Ihnen erkundigt«, sagte der Verteidigungsminister der Gemeinschaft nach dem Essen. Der kleine, blauhäutige Liverali sah zum großen Toach auf, der fast doppelt so groß war wie er.

»Halten Sie es für richtig, wenn ich mich mit ihm unterhalte?«, vergewisserte sich der Liverali bei seinem Vorgesetzten.

»Ich kann mir vorstellen, dass es nicht einfach für Sie ist, aber als Geste des Friedens ist es sicherlich sinnvoll«, antwortete Verteidigungsminister Repesam und nickte dem Liverali aufmunternd zu. Er hatte keine Ahnung, dachte Prauell.

im Jahr 5000

»Warum Du?«, fragte seine Frau mit Tränen in den Augen.

»Weil ich es kann!«, antwortete er ärgerlich, aber er war nicht auf seine Frau ärgerlich, er ärgerte sich darüber, dass er an die Front musste. Die Trisol hatten gegen die Gemeinschaft

mobil gemacht. Es ging um wirtschaftliche Interessen und der Präsident der Trisol wollte nicht zurückstecken. Er steckte in einer politischen Zwickmühle, soweit Prauell das verstanden hatte, aber er kümmerte sich nicht um die Politik, er kümmerte sich um das Feld. Und seine Einheit sollte morgen auf einen strategisch wichtigen Planeten im Grenzgebiet zu den Trisol verlegt werden. Eine Grenze, die bis vor Kurzem noch nicht existierte.

»Warum kann die Gemeinschaft das nicht mit eigenen Kräften schaffen? Warum rufen sie die Liverali zur Hilfe?«, fragte seine Frau verzweifelt.

»Wir Liverali haben Kriegserfahrung, wie auch die Dijyu. Nur haben wir noch funktionierendes Militär, die Dijyu nicht. Wir gehören jetzt zur Gemeinschaft! Es ist meine Pflicht, die Gemeinschaft zu verteidigen!«, erklärte er etwas ruhiger.

»Aber dann kommt Deine Tochter ohne Dich zur Welt!«, wandte seine Frau ein.

»Durch mich wird sie aber eine Welt haben, in der sie aufwachsen kann!«, antwortete der General und nahm seine schwangere Frau ein letztes Mal in den Arm, bevor er ging.

Befras Nangal war der Halbbruder von Präsident Wras Nangal. Er wurde zwar nicht als Verteidigungsminister bezeichnet, hatte aber in etwa diese Funktion innerhalb seines eigenen Volkes inne. General Prauell war weit davon entfernt, sich als seinen persönlichen Gegenspieler zu fühlen, damals zumindest, aber er wusste, dass er den Nangals die eine oder andere herbe Niederlage beigebracht hatte. Und jetzt wollte Befras Nangal mit ihm sprechen. Ein direktes Gespräch zwischen dem blauhäutigen Liverali und dem grün-schwarz gemusterten Trisol hatte es noch nie gegeben. Heute würde es den ersten direkten Kontakt geben – wenn sich General Prauell wirklich dazu durchringen würde, mit seinem ehemaligen Gegner zu sprechen, über den es Gerüchte gab,

die ihn mit dem einzigen Überfall auf das Gebiet der Liverali in Verbindung brachten.

im Jahr 4991

In all dem Elend, das um sie herum herrschte, waren sie glücklich. Hauptmann Prauell hatte seine große Liebe geheiratet. Der Krieg gegen die Dijyu war allgegenwärtig, aber diese beiden Wochen wollte er auf MANU, seiner Heimatwelt, verbringen. Sie hatten zu Essen und zu Trinken, im Haus seiner Schwiegereltern draußen auf dem Land hatten sie einigermaßen Ruhe, um zumindest für ein paar Tage das Eheleben zu genießen. Diese Zeit wurde die schönste seines bisherigen Lebens. Erst einige Jahre später, als die Gemeinschaft mit der Vermittlung begann und ein Waffenstillstand in Kraft trat, wurde es wieder ähnlich angenehm. In dieser Zeit war er kein Soldat. Er war der Liverali, der er immer hatte sein sollen.

Er orientierte sich im Raum und fand Befras Nangal in der Nähe von Präsident Alimar, der den Frieden in geheimen Verhandlungen mit Präsident Wras Nangal ausgehandelt hatte. Befras hatte ihn schon zuvor bemerkt und starrte ihn aus den leuchtenden Augen an den Seiten seines hammerförmigen Kopfes an. Es musste sein, innerlich gab sich General Prauell einen Ruck. Er war bekannt als der pazifistische General. Heute würde er sich selbst beweisen müssen, dass dieser Ehrentitel auch stimmte. Er ging auf Minister Nangal zu, dessen ganze Haltung sich straffte. Die schwarzen Flecken auf seiner Haut schienen noch ein wenig größer zu werden. Der Trisol war etwa so groß wie der Liverali, stand aber auf vier Füßen, die besser dazu geeignet

waren, an steilen Abhängen herauf- und herunterzuklettern, als auf einem glatten Boden zu stehen.

»Guten Abend, General Prauell«, grüßte plötzlich eine Stimme von links. Zunächst wollte er die Stimme ignorieren, doch dann erkannte er sie als die von Admiral Joshua Thyquist.

»Guten Abend, Admiral Thyquist«, sagte Prauell erleichtert. Er hatte noch etwas Aufschub bekommen.

im Jahr 5007

»Wo sind sie jetzt?«, rief General Prauell, ballte seine blauen Hände mit den langen Fingern zu Fäusten und schmetterte sie auf den Tisch vor sich.

»Wir wissen es nicht. Aber wir suchen mit Hochdruck nach dem Schiff der Trisol«, versicherte ihm die holographische Gestalt von Joshua Thyquist vor ihm im Besprechungsraum seines Kommandopostens.

»Und Sie sind sicher, dass meine Frau sich nicht mit beiden Kindern retten konnte?«, fragte er mit einem Funken Hoffnung in der Stimme. Traurig schüttelte der taktische Admiral den Kopf und spielte eine Sequenz von einer Überwachungsstation ab, die vor dem Haus der Prauells auf MANU installiert worden war. Zehn bewaffnete Trisol stürmten aus seinem Haus, drei zerrten seine Frau mit sich, jeweils zwei weitere seinen Sohn und seine Tochter. Er erkannte die Angst auf den Gesichtern seiner Familie. Es gab keinen Zweifel, eine Verwechslung war ausgeschlossen.

»General, das ist ein gezielter Anschlag auf Sie persönlich! Sie setzen den Trisol stark zu. Ich vermute, so will man Sie zur Kooperation bewegen. Zum Aufgeben!«, sagte Thyquist.

»Niemals!«, sagte Prauell, aber es klang matt und wenig entschlossen. Er hoffte, dass Thyquist schnell eine Spur seiner Familie finden würde. Man sagte ihm Kontakte zum Geheimdienst nach. Der General hoffte, das es stimmte.

»Werden Sie mit ihm sprechen?«, fragte Thyquist nach ein paar belanglosen Floskeln und sah zu Nangal hinüber.

»Ja«, sagte Prauell grimmig.

»Vergessen Sie nicht, General, wir konnten ihm nie etwas nachweisen«, erinnerte ihn der Mensch.

»Das ist heute unwichtig«, entgegnete Prauell, mit einer Hand in der Tasche seiner Uniformhose. Er nickte Thyquist entschlossen zu und setzte seinen Weg zum Minister fort. Er rückte seine Uniform zurecht, unter der er auch eine Waffe stecken hatte – zur Sicherheit, wie er sich selbst einredete. Nur noch wenige Meter trennten ihn vom Trisol.

im Jahr 5009

Er hatte nicht nachgegeben. Entschlossener denn je hatte er gegen die Trisol gekämpft und ihnen mit seiner Armee auf drei unterschiedlichen Planeten die Stirn geboten. Er hatte sie aufgehalten, an einer Stelle sogar zurückgedrängt. Von seiner Familie hatte er in der ganzen Zeit nichts Handfestes gehört. Es hatte Gerüchte gegeben. Der Geheimdienst war dem nachgegangen. Thyquist persönlich hatte sich eingesetzt und hatte alles in seiner menschlichen Macht stehende getan, um eine verlässliche Spur zu finden. Spezialeinheiten seiner eigenen Spezies hatten sich eingesetzt. Und jetzt stand er trotzdem hier in diesem Raum und sah sich die tiefgekühlten Leichen seiner Familie an. Die Leichen waren abgemagert. Sie hatten Wunden am ganzen Körper. Seiner Tochter waren die Finger abgeschnitten worden. Die Beine seines Sohns waren mehrfach gebrochen worden. Seine Frau hatte lange Schnitte an den Oberschenkeln. Wahrscheinlich war sie am Ende langsam verblutet. Ihre Arme waren ausgekugelt. Die Augen hatten sie ihr zerstoßen, die seiner Kinder waren offenbar

grellem Licht ausgesetzt gewesen. Er konnte sich nicht vorstellen, wie sehr seine Familie gelitten hatte unter der Folter der Trisol. Admiral Wawenon stand neben ihm, fassungslos und schweigend. Ihm waren die Leichen von Agenten der Trisol übergeben worden.

»Wir wissen nicht, wie lange sie schon tot sind«, versuchte der Toach Trost zu spenden.

»Sehen Sie sich an, wie groß meine Tochter geworden ist! Sie ist noch nicht lange tot! Sie alle mussten jahrelang leiden!«, rief Prauell voll Zorn. Und mit einem Schrei, den noch nie ein Toach von einem Liverali gehört hatte, stürmte Prauell auf den nächsten Bomber zu, sprang hinein und aktivierte die Triebwerke ...

»Lernen wir uns also endlich persönlich kennen«, sagte Minister Befras Nangal, als der Liverali ihm gegenüberstand.

»Ich habe schon viel von Ihnen gehört«, entgegnete Prauell, der ebenso wenig die Hand ausstreckte wie sein ehemaliger Widersacher. Es gab Gerüchte, dass Nangal persönlich hinter der Entführung seiner Familie steckte, um ihn zu schwächen. Jetzt musste er herausfinden, was an diesen Gerüchten dran war.

... Mit dem Bomber steuerte er den nächsten Stützpunkt der Trisol an. Der Bomber war langsam und ein Flug von mehr als acht Stunden lag vor ihm. Den Funk hatte er ausgeschaltet, er wollte niemanden hören, der ihm sagte, wie sinnlos seine Aktion war. Er wollte Vernichtung! Er wollte Rache! Er wollte alle Trisol ausrotten! Er trauerte um seine Familie, die er nicht retten konnte. Immer wieder sah er das Gesicht seiner Frau vor sich und hörte ihre Stimme. Und dann

fiel ihm eine Unterhaltung mit ihr ein, kurz bevor der Krieg gegen die Trisol ausbrach ...

im Jahr 4999

»Aber wie sollte das funktionieren? Sollen wir alle Waffen abgeben?«, fragte er lächelnd seine Frau.

»Vielleicht wäre das die beste Lösung, aber ich denke, es fängt im Kopf an, nicht in der Hand«, erklärte seine Frau, während sie zu Hause im Garten saßen und dem Sonnenuntergang zusahen. Sein Sohn lag im Haus und schlief schon. Er hatte Urlaub, und das schon ziemlich lange.

»Wozu braucht man eine pazifistische Armee?«, wollte er wissen. Er nahm seine Frau nicht ganz ernst. Was verstand sie schon vom Militär?

»Hilfe bei Katastrophen, Unterstützung beim Wiederaufbau, und im Verteidigungsfall sollte es so viele Soldaten geben, dass sich die Gemeinschaft sicher fühlen kann. Hat die Armee nicht auch Verantwortung für jeden Gegner, den sie tötet? Haben die anderen Soldaten nicht auch unschuldige Familie? Hätte eine passive Armee, die auf Schadensminimierung bedacht wäre, keine Vorteile gegenüber der heutigen aktiven Armee, die maximalen Schaden mit minimalen Ressourcen ausrichten kann?«, regte sie an. Damals hatte er keine Antwort darauf. Zwanzig Jahre später hatte er eine Antwort gefunden und sich einen neuen Ruf erarbeitet. Bis zu dem Gespräch, das er jetzt führen würde.

»Ich habe auch schon viel von Ihnen gehört. Ein pazifistischer General! Vielen Dank, Sie haben uns viele Verluste erspart, General Prauell!«, lobte Minister Nangal.

»Ich habe mir große Mühe gegeben«, bestätigte der Liverali.

»Und ich habe immer noch nicht verstanden, warum«, gestand der Minister.

»Das war ich meiner Familie schuldig«, antwortete Prauell.

... Nur noch eine Stunde trennte seinen Bomber von der Basis der Trisol. Sie hatten Jäger gestartet, die ihm entgegenflogen. Und auch seine eigenen Leute hatten Jäger gestartet, die ihm zu Hilfe kommen sollten. Er hatte im Cockpit des Bombers nachgedacht, er hatte geweint, geschrien und getobt. Die Worte seiner Frau waren ihm nicht aus dem Kopf gegangen. Was hätte sie gewollt? Dass er Rache nahm? Möglichst viele Trisol tötete? Nein! Sie wollte Frieden! Und jetzt war sie tot. Und jetzt war er auf dem Weg, ihrem Schicksal zu folgen. Er würde viele Männer mit in den Tod nehmen! Liverali, Menschen, Xoß, Toach. Und Trisol!

Es würde sie traurig machen. In seinem Kopf hakte sich dieser Gedanke fest. Es würde seine Frau traurig machen, wenn er Rache nahm. Sie würde es nicht verstehen. Er fasste einen Entschluss: Er schaltete das Funkgerät wieder ein.

»Wir kehren um«, war alles, was er sagte. Er zog den Bomber in einer weiten Kurve auf einen neuen Kurs zurück nach Hause. Die Jäger folgten ihm und nach ein paar Minuten kehrten auch die Trisol zu ihrer Basis zurück. Er konnte seine Frau nicht mehr retten. Aber er konnte sein Leben in den Dienst ihrer Vision stellen. Und dafür wollte er jetzt leben: Für Verlustminimierung. Für den Frieden! Er wurde zum einzigen pazifistischen General der ganzen Flotte. Und als solcher prägte er seine ganze Armee.

»Ein interessanter Ansatz, General. Wirklich bewundernswert. Ich bin mir sicher, dass auch Ihre Haltung zum Frieden beigetragen hat, den wir heute schließen

konnten«, lobte der Minister weiter. Seine Haut verdunkelte sich noch etwas, als er hinzufügte: »Aber wo ist Ihr Zorn geblieben? Wo ist Ihre Stärke, die ganze Armeen in ihre Schranken gewiesen hat? Wollen Sie denn gar nicht mehr gewinnen?«

»Meine Ziele sind heute andere. Jeder Soldat, der nicht getötet wird, ist mein Gewinn«, behauptete Prauell.

»Schade. Sie waren ein starker Gegner. Sie haben mir in den letzten Jahren wirklich gefehlt«, lachte Minister Nangal. General Prauell war nicht nach Lachen zumute.

»Und ich hatte immer gedacht, wenn wir uns tatsächlich einmal begegnen würden, wäre es in einem Kampf, den nur einer von uns überleben würde«, provozierte der Minister und heftete seine stechenden Augen an den Liverali.

»Früher vielleicht«, wick Prauell aus.

»Wann früher? Als Ihre Familie noch bei uns zu Gast war?«, fragte der Trisol. Prauell sagte wieder nichts. Aber er spürte tief in sich etwas, das er schon lange nicht mehr empfunden hatte.

»Ihr Sohn hat Anfangs behauptet, ich hätte im Zweikampf keine Chance gegen Sie«, informierte ihn der Minister.

»Sie haben ihn nie kennengelernt«, entgegnete Prauell. Aber es war ein schwacher Einwand, eine Hoffnung vielmehr. Seine Hand tastete nach seiner Hosentasche.

»Er war ein starker Junge. Anfangs jedenfalls. Hat seine Mutter und seine Schwester beschützt. Naja, ich will Sie nicht mit Details langweilen, aber nach ein paar Wochen hätte er seinen Vater umgebracht, wenn er dadurch seine Schwester und seine Mutter hätte retten können«, sagte der Trisol. Prauell fand die Waffe in seiner Hosentasche.

»Warum erzählen Sie mir das? Heute, am Tag, wo Ihr Volk mit der Gemeinschaft Frieden geschlossen hat?«, wollte Prauell wissen. Er spürte förmlich, dass sein Leben von hier aus auf zwei ganz unterschiedlichen Wegen weiter verlaufen konnte. Er musste seine ganze Entschlossenheit zusammennehmen, um Nangal nicht hier und jetzt zu

erschießen. Und er konnte noch nicht sicher sagen, dass er es nicht doch noch tat.

»Weil ich nicht glauben kann, dass Sie sich so verändert haben«, antwortete Nangal. »Ihrer Frau wäre es auch lieber gewesen, wenn Sie sie mit Gewalt befreit hätten. Aber nach so langen Monaten in Gefangenschaft hatte sie schließlich aufgegeben. Sie hat sogar ihre eigenen Kinder aufgegeben«, behauptete Nangal. Prauell atmete tief durch um den Zorn unter Kontrolle zu halten.

»Am Ende hat sie mich angefleht, dass ich sie erlöse. Und schließlich habe ich es auch getan. Langsam und gründlich«, fügte er hinzu. Prauells Griff um die Waffe in seiner Hosentasche wurde fester.

im Jahr 5018

»Ich bin darüber hinweg«, behauptete General Prauell, während er mit Joshua Thyquist durch den Dachgarten des Flottenhauptkommandos schritt.

»Sind Sie sich da nicht etwas zu sicher?«, fragte Thyquist skeptisch. General Prauell dachte einen Moment über seine Situation und seine Gefühle nach.

»Nein, ich glaube nicht. Und auch mein Erfolg gibt mir Recht. Der Tod meiner Familie hat meinem Leben einen neuen Sinn gegeben. Ich habe heute etwas, dass man mir nicht mehr nehmen kann: Tiefen Frieden. Meine Frau und meine Kinder sind im Geiste immer noch bei mir. Wenn ich sie eines Tages wiedersehe, kann ich aufrecht vor ihnen stehen und behaupten: Ich habe es geschafft! Ich habe die Welt nach euren Wünschen etwas besser gemacht. Und wer weiß? Vielleicht schaffen wir mit den Trisol sogar einen dauerhaften Frieden«, vermutete er.

»Die Trisol haben Ihre Familie gefoltert und ermordet«, erinnerte ihn Thyquist.

»Aber zu töten macht sie nicht wieder lebendig!«

Er ließ die Waffe los und nahm die Hand aus seiner Hosentasche. Er hatte sich entschieden. Er bestand seine Prüfung.

»Ich vergebe Ihnen, Minister Nangal«, sagte er mit fester Stimme. Der Trisol zuckte zurück, als hätte er mit einer Waffe auf ihn gezielt.

»Ich habe Sie nicht um Vergebung gebeten, General. Ich glaube Ihnen einfach nicht, dass Sie den Kampf aufgegeben haben!«, rief Nangal.

»Ich brauche nicht mehr kämpfen, denn ich habe schon gewonnen, Minister. Sie haben mich auch nicht um Vergebung gebeten. Aber eines Tages werden Sie sich wünschen, Sie hätten es getan. Eines Tages werden Sie es verstehen.«

Mit einer höflichen Verbeugung zog sich der General zurück. Frieden war in seinem Herzen und in seinem Kopf. Er spürte sich seiner Familie so nah wie damals, als sie in den kurzen Jahren des Friedens auf MANU gelebt haben.

strategische Spekulationen

»Hallo, Tega! Ein schönes Panorama hast du da heute wieder!«, grüßte Bulbahn Tigohm gutgelaunt, als er auf die Theke zukam. Vor den riesigen Panoramafenstern von Tega's Café konnte man eine Flotte von Raumschiffen liegen sehen. Sie waren alle wesentlich kleiner als die *Pulsar* und lagen auch in einer gewissen Entfernung, aber trotzdem waren die fremd anmutenden Raumschiffe sogar von der Bar aus gut erkennbar.

»Ja, es ist wieder fast so, als wären wir wieder in den Flottenwerften von ROSSMINTEROLTA«, antwortete Tega Delgesh, die Besitzerin des Cafés. Sie hatte dieses Café schon damals eröffnet, als die *Pulsar* noch im Bau war. Zu ihren ersten Kunden hatten damals die Arbeiter und die Entwickler der *Pulsar* gehört - und natürlich Bulbahn Tigohm, der Chefdesigner.

»Nur haben wir damals die Schiffe erkannt, die vor dem Fenster lagen«, warf Tigohm ein, während er sich auf seinen angestammten Hocker niederließ. Ohne ihn fragen zu müssen, schenkte sie ihm ein großes Glas Whoska ein und stellte es vor ihm ab. Tigohm genoss halt noch immer Sonderkonditionen.

»Das sind orlasische Schiffe«, wusste ein anderer Gast. Er gehörte zum Sicherheitsdienst der *Pulsar* und hatte offensichtlich gerade seine Schicht beendet. Tigohm hatte sich nie so sehr für Raumschiffe der anderen Völker interessiert. Seiner Meinung nach gab es auf ARMATIN in der Vergangenheit genügend unterschiedlicher Kunstepochen, aus deren Fundus man schöpfen konnte. Und die Kunst anderer Spezies hatte er selten verstehen können.

»Orlasier also ...«, kommentierte er gleichgültig und leerte in einem Zug die Hälfte seines Glases. Das alkoholische Brennen breitete sich in seinem Mund, seiner Kehle und die Speiseröhre hinunter aus.

»Ausgerechnet Orlasier!«, rief Taja, »Ich habe ja nichts gegen sie, aber ich habe hier einfach keine passenden Speisen! Sie nehmen irgendeinen Nährschlamm zu sich, aber ich weiß nicht mal, wie. Schlecht für mein Geschäft!«

»Die bleiben nur unter sich. Ich glaube kaum, dass einer von denen bis hierher kommen wird. Wir haben bei ARATIS wohl schon eine ganze Menge an Bord genommen. Die haben einen eigenen Sektor irgendwo bekommen, aber es wird sogar innerhalb der Sicherheit geheim gehalten, wo genau«, berichtete der Sicherheitsoffizier. Tigohm sah nach seinem Namensschild. Carkall war sein Name. Der Designer war sich sicher, den Namen auch gleich wieder zu vergessen. Namen waren ihm nicht so wichtig. Außer dem von Tega vielleicht.

»Aber was machen die ganzen Orlasier hier?«, wollte Tega wissen. Allgemeines Achselzucken war die Antwort. Tigohm interessierte es zwar nicht so sehr, was die ganze Angelegenheit mit den Orlasiern bedeutete, aber er hatte seine eigene Meinung.

»Ich denke, es wird ein Manöver sein«, vermutete einer von Tegas Mitarbeitern, der mit einem Stapel Gläsern auf einem Tablett hinter seiner Chefin herging.

»Wie kommst du denn darauf, Don?«, fragte Tega und drehte sich dem großen, muskulösen Menschen hinterher. Tigohm mochte Don nicht. Er hatte immer den Eindruck, dass er was mit Tega anfangen wollte. Natürlich wäre es Tegas Sache gewesen, aber Tigohm betrachtete sie manchmal schon als sein Eigentum.

»Das sind Kriegsschiffe!«, rief er und deutete mit einer weiten Geste auf die Raumschiffe vor dem Panoramafenster. »Ich kenne mich mit Kriegsschiffen aller Art aus! Um ein Haar ...«

»...wärest du selbst Soldat geworden. Wissen wir, Don«, unterbrach ihn Tega und verdrehte die Augen. Tigohm lachte kurz auf.

»Man sagt, Kapitän Mesch hätte auch gar nicht mehr das Kommando über die *Pulsar*«, warf Carkall wieder ein.

»Und die Orlasier übernehmen?«, fragte Tigohm amüsiert. Die Orlasier waren sicherlich nicht für ihre militärische Stärke bekannt. Norrak Mesch war ein Veteran, er hatte gegen die Trisol in den Flottenwerften von ROSSMINTEROLTA gekämpft und viele andere Kämpfe gegen den einstigen Feind der Gemeinschaft bestritten. Der Chefdesigner mit den langen, blonden Haaren konnte sich beim besten Willen nicht vorstellen, wie so ein erfahrener Offizier von einem Orlasier ersetzt werden sollte.

»Zumindest für die Dauer dieser Mission«, nickte Carkall bekräftigend. Er selbst leerte jetzt mit einem entschlossenen Zug sein Glas und stellte es Tega wieder hin.

»Naja, die Geheimhaltung überall ist schon erstaunlich«, bemerkte jetzt wieder Don, der mit dem leeren Tablett auf dem Rückweg in die entgegengesetzte Richtung war. Er starrte Tega auf den prallen Hintern, während sie sich über die Theke beugte, um Carkalls Glas zu erreichen. Don fing den Blick Tigohms auf, der nichts Gutes verhieß. »Bei ARATIS haben wir Fracht und Orlasier an Bord genommen, darunter war wahnsinnig viel Kram für Wissenschaftler. Dann sind neben den Kriegsschiffen noch Forschungsschiffe hier. Ich habe sie von zu Hause aus dem Fenster sehen können«, zählte Don weiter auf.

»Stimmt. Die öffentlichen Außensensoren sind ja auch nicht mehr zugänglich«, bemerkte jetzt auch Tigohm.

»Man will nicht verraten, wo wir sind und mit wem wir unterwegs sind«, folgerte Carkall. Don nickte bestätigend.

»Sprechen wir dann von einer geheimen Forschungsmission?«, spekulierte Tigohm. Aber so richtig konnte er sich das auch nicht vorstellen. Die Orlasier hatten nichts, aber auch gar nichts, hier draußen im All verloren. Das Beste an den Orlasiern war ihre Gentechnik. Und die konnte man im Labor besser erforschen, als im All.

»Und Mesch verliert sein Kommando dabei? Eher nicht«, erwiderte Don kritisch.

»Und was, wenn es sich um die Vorbereitung einer Kriegersmission handelt? Die Orlasier könnten eine Waffe entwickelt haben, die nur gegen die Trisol funktioniert. Biologisch gesehen«, spekulierte jetzt Tega. Alle sahen sie entsetzt an. Carkall setzte unsicher sein Whoskaglas wieder ab.

»Tega, damit sagst du, dass Alimar den Frieden mit den Trisol nur deshalb geschlossen hat, um sie hinterher alle zu töten!« warnte Tigohm. Aber wenn er ganz ehrlich zu sich selbst war, war ihm ein solches Szenario früher auch schon in den Sinn gekommen.

»Ich meine ja nur ...« relativierte Tega schwach. Aber der Funke des Zweifels war gesät. Und wäre es denn so abwegig? Dass der Frieden auf eine eigenartige Art und Weise zustande gekommen war, das wusste jeder im Volk der Gemeinschaft. Doch ein Frieden als Kriegerslist? Dazu hätte man doch sicherlich nicht ausgerechnet die militärisch unterbelichteten Orlasier auf den Plan gerufen! Der Chefdesigner wusste nicht mehr weiter und beschloss, sich auf seine Kernkompetenz zu besinnen und den anderen das Spekulieren zu überlassen.

»Machst du mir noch einen Whoska?«, fragte er nach ein paar stillen Sekunden.

Ein Fall für Zebron

Es war der elfte Galantus des Jahres 5019, die *Pulsar* hatte sich gestern erst auf den Weg nach NEUWASSER gemacht, wo der erste große Forschungseinsatz des Schiffes stattfinden sollte. Eigentlich hatte Zebron, der Sicherheitskommandant der *Pulsar*, einen ruhigen Flug erwartet. Doch diese Hoffnung hatte sich schon heute als falsch erwiesen.

»Sind Sie sicher, dass es Mord ist?«, fragte er Legran, den Sicherheitsoffizier, der sich soeben bei ihm gemeldet hatte.

»Für mich sieht es auf jeden Fall so aus, Kommandant«, antwortete der Mensch über die Kommunikationsleitung.

»Ich komme sofort! Lassen Sie niemanden hinein oder heraus. Bis wir wissen, womit wir es zu tun haben, sollten wir die Sache geheim halten«, wies ihn Zebron an. Der Xoß trennte die Verbindung und stand auf. Er hob seine starken Füße aus dem heißen Sand unter dem Schreibtisch, ging zur Garderobe und zog sich einen dicken Isolationsmantel über seine dünne Oberbekleidung. Er verschloss den Mantel und schaltete das Heizsystem ein, das er in allen anderen Bereichen der *Pulsar* brauchte. Er stapfte im gleißenden Licht seines Büros durch den Sand zur Tür. Draußen, im Gang, war es fünfzig Grad kälter und weniger als halb so hell. Im Gehen stellte er eine Verbindung zu Kapitän Mesch her.

»Mir wurde ein Mord in einem der beiden orlasischen Sektoren gemeldet«, berichtete Zebron seinem Vorgesetzten.

»Ein Mord?«, fragte Mesch schockiert.

»An einer orlasischen Wissenschaftlerin. Ich bin auf dem Weg zum Tatort. Ich melde mich wieder, wenn ich Genaueres weiß«, versprach der Xoß.

»Wenn an Bord der *Pulsar* ein Mord an einer orlasischen Wissenschaftlerin passiert, hat das diplomatische Folgen! Sie müssen sehr vorsichtig und gründlich vorgehen, Sicherheitskommandant!«, erinnerte der Kapitän eindringlich.

»Das ist mir wohl bewusst. Ich habe bereits Stillschweigen angeordnet. Ich wollte Sie nur vorab informieren«, erklärte Zebron, während er in einen Lift stieg, der ihn nach unten brachte.

»Danke. Ich zähle auf Sie«, beteuerte Mesch und trennte die Verbindung. Sicherheitskommandant Zebron vermutete, dass er sich jetzt gleich an Missionsadmiral Nadmis wenden würde. Nadmis leitete die Mission in das antike Imperium der Orlasier und war kein einfacher Vorgesetzter. Zebron vermutete schon jetzt, dass Nadmis sich gleich mit ihm in Verbindung setzen würde.

Mit einem Taxi fuhr der silbern glänzende Xoß in einen der beiden orlasischen Sektoren, die zu Beginn der Mission speziell für die Orlasier eingerichtet worden waren. Während das kleine, schwebende Fahrzeug durch die Röhren im Inneren der *Pulsar* raste, erinnerte sich der Sicherheitskommandant, dass dies nicht der erste Mord an Bord war. Aber es war der erste Mord an Gästen des Schiffes und von daher konnte dieser Fall ganz andere Dimensionen annehmen. Seine Leute würden darüber hinaus auch deshalb unter erschwerten Bedingungen arbeiten, da die Orlasier die Abschaltung der internen Sensoren in den für sie bereitgestellten Sektoren erwirkt hatten. Natürlich hatte Zebron dagegen protestiert! Mit Kapitän Mesch hätte er darüber sogar noch reden können, aber Missionsadmiral Nadmis ließ keine Diskussion zu. So würde sich der Sicherheitskommandant auf seine Fähigkeiten als Ermittler verlassen müssen. Zebron kam in einem Taxibahnhof an, stieg aus, fuhr mit dem Lift auf die Etage, die ihm angegeben worden war. Schließlich traf er am Labor ein, vor dessen Tür jetzt Sicherheitsoffizier Legran und zwei Orlasier standen.

»Das sind Professorum Noolan und Doktorum Dobon«, stellte er die beiden orlasischen Neutren vor.

»Bedauerlich, dass wir uns unter solchen Umständen erneut treffen«, kommentierte Professorum Noolan gedämpft und bot Zebron seine Tentakelhand an. Zebron ergriff sie.

»Als Leiter der orlasischen Wissenschaftler haben Sie sicherlich Wichtigeres zu tun, als sich mit einem Mord zu befassen«, meinte Zebron, während er wortlos auch dem Kollegen der toten Wissenschaftlerin die Tentakel schüttelte.

»Sicherlich. Aber ich muss darauf bestehen, die Ermittlungen zu begleiten. Die Verantwortlichen für diese Tat sollen vor ein orlasisches Gericht gestellt werden!«, beharrte Noolan. Zebron kommentierte das nicht und warf stattdessen einen ersten Blick in das kleine Labor, eigentlich nicht mehr als ein kleiner Raum mit ein paar Computerterminals und einer von den Orlasiern mitgebrachten Untersuchungsbank. In der Mitte gab es eine Arbeitsfläche und links und rechts davon gab es jede Menge Glaszylinder, in denen Reaktionen waren, also jene Chemikalien, die Orlasier verwendeten, um zum Beispiel Gensequenzen zu analysieren oder herzustellen. Am bemerkenswertesten war an diesem Tisch jedoch die Orlasierin, die von den zum Teil zerbrochenen Glaszylindern auf der linken Seite aufgespießt worden war.

»Wurde hier irgendetwas verändert?«, fragte Zebron, während er sich mit seinen stechend blauen Augen im Raum umsah.

»Nicht, nachdem ich gekommen bin«, antwortete Legran vielsagend.

»Was ist hier passiert?«, fragte Zebron an das Professorum gerichtet. Aber es war Doktorum Dobon, das antwortete:

»Ich habe mit meiner Kollegin einen Versuch an einer Sensorengruppe vorbereitet und wollte noch weitere Werkzeuge holen. Als ich fast wieder da war, hörte ich einen Schrei. Ich bog gerade um die Ecke, da sah ich noch, wie ein Toach oder ein Mensch im Gang verschwand. Als ich dann wieder hier eintraf, war sie schon tot. Die Sensorengruppe war verschwunden«, berichtete es.

Zebron betrachtete die Blutlache, die unter dem Tisch zu finden war. Das Blut war noch sehr frisch und flüssig, es tropfte sogar noch hin und wieder vom Tisch hinunter.

»Die Sensorengruppe ist ein wertvolles Instrument für die Erfassung von Innenräumen im Umfeld bis zu drei Kilometern. Wir brauchen sie für unsere Mission, falls wir zum Beispiel Höhlen erforschen wollen«, ergänzte Noolan.

»Ist das Gerät wertvoll genug, um dafür einen Mord zu begehen?«, fragte Zebron skeptisch.

»Ja. In den falschen Händen könnte man damit zum Beispiel auch Spionage betreiben«, erklärte Noolan.

»Wer wusste denn, dass es ein solches Gerät hier gibt?«, wollte Zebron wissen.

»Es steht auf der Inventarliste, die wir dem Kapitän übergeben haben. Ich weiß natürlich nicht, wer alles auf diese Liste zugreifen kann«, sagte Dobon schließlich.

Zebron betrachtete eingehend die Leiche der orlasischen Wissenschaftlerin. Sie steckte genau senkrecht auf den Röhren. Wenn es wirklich ein Mensch oder ein Toach gewesen war, der sie ermordet hatte, musste er die Orlasierin über seinen Kopf gehoben und dann mit voller Wucht auf den Tisch geworfen haben.

»Wie schwer wird Ihre Kollegin wohl sein?«, spekulierte Zebron.

»Siebenundfünfzig Kilogramm«, antwortete Legran, der den Wert auf seinem Handsensor ablas.

»Finden Sie fremde organische Materie an der Leiche?«, fragte Zebron weiter. Aber er kannte die Antwort schon, bevor Legran sie mitteilte:

»Nein! Nur orlasische Materie und jede Menge Verunreinigungen durch die Reaktionen. Sie wird wahrscheinlich tot gewesen sein, bevor sie bemerkt hat, dass sie aufgespießt wurde«, vermutete der Mensch.

»Viele unserer Reaktionen für die Genanalyse sind für uns tödlich«, bestätigte Noolan.

»Können Sie den Flüchtenden beschreiben?«, fragte Legran an Dobon gewandt, während Zebron die Tentakelarme und die stumpfen Beine der Toten nach Druckstellen absuchte.

Wer auch immer sie gehoben hatte, musste Spuren im weichen Gewebe der Orlasierin hinterlassen haben.

»Nicht genau. Vielleicht zwei Meter groß, schnell, er trug einen Mantel mit einer Kapuze«, antwortete das Wissenschaftlerum gewissenhaft.

»Welche Farbe?«, fragte Legran weiter.

»Orlasier haben keine Augen!«, erinnerte ihn Zebron.

»Ach ja. Entschuldigung«, murmelte der Mensch.

»Es tut mir leid, mehr konnte ich nicht erkennen. Es ging alles so schnell!«, entschuldigte sich Dobon.

So sehr sich Zebron aber auch bemühte, er konnte keine Druckspuren an der Leiche finden. Er hielt es für unwahrscheinlich, dass jemand die Orlasierin auf den Tisch geworfen hatte. Aber wie kam sie sonst dorthin?

»Sind Sie denn sicher, dass der Flüchtende das Gerät bei sich trug?«, fragte Legran weiter.

»Wo sollte es denn sonst sein?«, fragte das Wissenschaftlerum ärgerlich zurück.

Zebron untersuchte noch einmal den Boden, um zu sehen, ob er Fußabdrücke fand. Dazu ging er auf die Knie und suchte den Boden rund um die Blutlache quadratzentimeterweise ab.

»Wir können nicht von einem Raub ausgehen, wenn wir nicht sicher sind ...«, begann Legran, doch Dobon fiel ihm ins Wort:

»Meinen Sie wirklich, jemand schleicht sich hier rein, wenn ich mal ein paar Minuten draußen bin, nur um meine Kollegin zu töten?«, rief es ärgerlich.

»Lassen Sie die Sicherheit ihre Arbeit machen und ihre Fragen stellen«, beschwichtigte jetzt Professorum Noolan und legte dem aufgebrachteten Kollegen einen Tentakel auf die Schulter. Dobon schwieg.

Zebron fand jetzt eine winzige, dreieckige Kerbe im sonst glatten Boden. Sie wirkte frisch und passte so gar nicht hierher. Noch auf den Knien hockend, sah sich der dick eingekleidete Xoß nach der Ursache für die kleine Kerbe um. Dabei fiel sein Blick auf den Bürostuhl, der in zwei Meter

Entfernung an der Wand stand. Es war ein höhenverstellbarer Stuhl auf Rollen, für Menschen gemacht, für Orlasier aber völlig ungeeignet. Jemand hatte ihn einfach aus dem Weg geschoben, damit er nicht störte. Während er sich dem Stuhl näherte, wurde er von den beiden orlasischen Neutren beobachtet.

»Hier stimmt was nicht«, kommentierte Zebron und bückte sich wieder. Er las die Ziffernfolge des Inventaraufklebers auf dem Gaszylinder gleich unterhalb der Sitzfläche ab. Neben der Inventarnummer fand er dort auch den vorgesehenen Standort.

»Dieser Stuhl kommt aus dem Nebenraum«, war seine Analyse.

»Ist doch egal! Die Stühle werden bestimmt oft vertauscht! Als wir diesen Sektor übernommen haben, war in vielen Räumen noch einiges an Durcheinander von unseren Vorgängern«, behauptete Dobon ärgerlich, »Suchen Sie lieber nach dem Mörder meiner Kollegin!«

Aber Zebron war schon auf dem Weg ins Nebenzimmer. Und dort stand ein Stuhl, der auf maximale Höhe eingestellt war. Der Griff zur Höhenverstellung war abgebrochen, der obere Teil des Kolbens leicht verbogen. Triumphierend brachte der Xofß den Stuhl mit an den Tatort. Er kippte den Stuhl und stellte fest, dass der abgebrochene Rest des Hebels in die Kerbe passte. Er schickte Legran einen vielsagenden Blick. Dann stellte er den Stuhl wieder auf und sah sich im Raum um. Der Stuhl stand nahe an der Wand, vielleicht einen halben Meter davon entfernt.

»Sie hätte auch von diesem Stuhl fallen können. Der Effekt wäre derselbe gewesen«, stellte Zebron fest und beobachtete, wie Dobon zunehmend nervös wurde. Legran bewegte sich unauffällig auf die Tür zu.

»Aber warum hätte sie auf dem Stuhl stehen sollen?«, fragte jetzt Professorum Noolan skeptisch. Zur Antwort schob Zebron den Stuhl bis an die Wand. Am oberen Teil der Wand

gab es einen Lüftungsschacht, der durch ein Gitter abgesperrt war.

»Ich finde orlasische Hautschuppen am Gitter«, informierte ihn Legran, der den Luftschacht mit seinem Handsensor von der Tür aus untersucht hatte.

»Was hat sie da oben gemacht?«, fragte Zebron mit einem gefährlich aussehenden Lächeln. Doktorum Dobon bewegte sich nervös auf der Stelle.

»Wir haben die Sensorengruppe dort oben eingebaut«, sagte es schließlich matt.

»Sie wollten die *Pulsar* ausspionieren?«, rief jetzt Professorum Noolan entrüstet.

»Wir wollten nur eine Überwachung für unseren Sektor einrichten«, verteidigte sich das Wissenschaftlerum. Aber Zebron glaubte ihm kein Wort.

»Dann war es also tatsächlich nur ein Unfall«, schloss der Hoß zufrieden.

»Legran, kümmern Sie sich darum, dass die Sensorengruppe aus dem Luftschacht geborgen wird. Ich nehme Doktorum Dobon fest wegen Verdacht auf Spionage, Behinderung einer Ermittlung, Falschaussage und vorsorglich auch wegen fahrlässiger Tötung.«

»Wir bestehen darauf, dass Doktorum Dobon der orlasischen Gerichtsbarkeit übergeben wird!«, rief Professorum Noolan energisch.

»Das können Sie mit Kapitän Mesch besprechen!« empfahl Zebron und führte das orlasische Wissenschaftlerum ab.

Noch bevor die *Pulsar* NEUWASSER erreicht hatte, hatte Kapitän Mesch auf Druck von Missionsadmiral Nadmis Doktorum Dobon in die Obhut der Orlasier gegeben. Bis zuletzt hatte es behauptet, die Sensoren zusammen mit seiner Kollegin auf eigene Initiative verwendet zu haben, aber weder Zebron noch der Kapitän glaubten dieser Aussage. Wer

tatsächlich hinter der Spionageaktion steckte, das erfuhren sie erst ein paar Monate später, als sie den Mond des Planeten SCHLACKESAND erreichten.

Bitte warten!

Er zog den Kopf ein, als er durch das niedrige Schott auf das kleine Kommandodeck seines Raumschiffes trat.

»Willkommen an Bord der *Gasoline*«, sagte er zum alten Mann, der hinter ihm durch das Schott trat.

»Danke, Kapitän Hillri«, antwortete der seltsame Mann, der nichts als einen Rucksack bei sich hatte.

Nepo Hillri III schaltete den Bordcomputer ein. Er vernahm das vertraute Summen der Aggregate, dem er auch schon als kleiner Junge gelauscht hatte, als der Gasfrachter noch seinem Vater gehört hatte. Aber heute hatte er nicht die Zeit, anhand der zum Teil komplexen Geräuschabfolgen auf die richtige Funktion seines Schiffes zu schließen. Auf den Statusanzeigen mehrerer Systeme tauchte ein rotes »Bitte warten!« auf, während der alte Computer langsam in Fahrt kam.

»Und was hat Sie hier nach DOHRAS verschlagen?«, fragte er den Alten beiläufig, den er gestern Abend in der einzigen Bar des Ortes kennengelernt hatte. Er drückte auf den Knopf, der den Zugang zum eine Ebene weiter unten gelegenen Maschinendeck entriegeln sollte. Keine Reaktion.

»Ich bin auf der Durchreise«, sagte sein Reisegast ausweichend.

»Ja, ich weiß, ACKERWELT FÜNF«, wiederholte Hillri. Der Mann, der sich als Avid Perethon vorgestellt hatte, wollte unerkannt reisen. Der Kapitän war sich fast sicher, dass er nicht mal seinen richtigen Namen benutzte. Er drückte nochmals auf den Knopf. Nichts passierte, außer, dass jetzt auch in der kleinen Statusanzeige über dem Knopf »Bitte warten!« angezeigt wurde.

Seufzend griff der Kapitän in die Tasche seiner dreckigen Arbeitshose und holte einen klobigen Kühlschranksmagneten daraus hervor. Er war groß und rund und gelb und es stand »Keine Panik!« darauf. Er setzte den Magneten an der

richtigen Stelle neben dem Schott an und hörte das mechanische Entriegeln.

»Keine Panik?«, fragte Perethon mit einem Lächeln in den Mundwinkeln.

»Klappt immer wieder!«, kommentierte Hillri und schob das metallene Schott mit einem kräftigen Schubs zurück. Der Hinweis »Bitte warten!« verschwand von der Anzeige. Der Kapitän hielt sich am rutschigen Geländer fest und machte ein paar Schritte auf der wackeligen Leiter nach unten.

»Onkel, wir müssen los! Mach' das Schiff klar für den Start! Er kommt!«, rief er, während seine Augen versuchten, sich an das Licht hier unten zu gewöhnen, »Und gib dem Computer mal einen Tritt, der zeigt mir schon wieder diesen Unsinn an!«

Sein Onkel, ein Bruder seines verstorbenen Vaters, stand mit dem Rücken gegen den Reaktor gelehnt. Eine winzige Lampe über ihm tauchte die dreckige und staubige Gestalt in ein derart schummeriges Licht, dass man nicht einmal sagen konnte, ob er überhaupt wach war. Doch dann ließ er seine öligen Hände mit dem Liebesroman sinken, der nicht weniger schmierig war. Hillri kannte außer seinem etwas zurückgebliebenen Onkel niemanden, der noch Bücher aus Papier las. Der Onkel wischte sich eine Träne aus dem Augenwinkel.

»Ist gut, Chef!«, sagte er, immer noch von der Geschichte ergriffen. Der Kapitän schob sich wieder nach oben auf das Kommandodeck.

»Er ist manchmal etwas einfältig, aber als Mechaniker ist er ein Genie«, kommentierte der Kapitän in Richtung seines Reisegastes.

»Erwarten Sie noch weitere Reisende?«, fragte Perethon. Er klang etwas alarmiert, schon in der Bar hatte der unauffällig gekleidete Mann deutlich gemacht, dass er ausschließlich alleine reisen wolle. Perethon wirkte nicht, als ob er dem Kapitän oder seinem Schiff voll vertrauen würde.

»Nein«, antwortete Kapitän Hillri knapp und sah aus dem Fenster hinaus rüber zum Verwaltungsgebäude: Niemand zu

sehen. Nur Glänzer, der Hafenverwalter, stand dort und funkelte in den wenigen Lichtstrahlen der Sonne von DOHRAS. Er war ein Toach und für eine technische Lebensform nach Hillris Meinung ganz in Ordnung. Der Kapitän war sich nie sicher, wo genau der Unterschied zwischen einem Toach und einem Roboter war. Aber mit Glänzer – seinen eigentlichen Namen hatte er schon wieder vergessen – konnte er sich unterhalten und damit gehörte er zu den als lebendig zählenden Toach.

Unter seinen Füßen hörte er plötzlich ein kratzendes Geräusch, auf das auch der alte Mensch aufmerksam wurde.

»Ist das normal?«, fragte der etwas erschrocken. Kapitän Hillri schob ihn schweigend von der Bodenplatte zur Seite und löste deren Verriegelung.

»Wir haben hier manchmal ein Problem mit Grabnagern«, erklärte er und zog die erschreckend dünne Stahlplatte hoch. Es kam ein Raum zum Vorschein, der groß genug war, um auch Menschen aufnehmen zu können. Der kleine Verschlag war leer – bis auf ein kleines Ding, das auf acht mechanischen Beinen über den metallenen Boden hüpfte und dabei diese schabenden Geräusche machte. Hillri sprang runter und hob den kleinen Roboter auf.

»Sei vorsichtig mit ihm! Der soll uns die Grabnager vom Hals halten!«, rief der Onkel, dessen Kopf plötzlich im Durchgang nach unten zum Maschinendeck auftauchte.

»Mit Ultraschall! Gute Idee!«, kommentierte der Grauhaarige, der vielleicht von ARMATIN stammte, und deutete auf den großen Lautsprecher an der vorderen Seite des Roboters, der auch in Hillris Hand immer noch zappelte.

»Onkel, wir haben aber nichts gewonnen, wenn Deine Erfindungen in der Nacht genau so viel Krach machen wie die Grabnager«, bewertete der Kapitän die nicht sehr ästhetisch zusammengeschusterte Maschine seines Verwandten.

»Die haben einen Zeitschalter. Nachts sind sie ruhig. Und im All sowieso!«, kommentierte der Onkel. Nur der Kopf sah nach oben aus der Luke heraus.

»Dann hat unsere Schlaflosigkeit ein Ende. Gut gemacht!«, lobte Hillri zufrieden. Er sah wieder auf die Instrumententafel vor ihm. Überall »Bitte warten!«

»Und jetzt kümmerge Dich um den Computer!«, befahl er dann. Der Onkel brummte etwas Unverständliches und zog sich wieder in das Dämmerlicht seines eigenen Reichs zurück.

»Haben Sie keine Angst, dass sich die Grabnager bis zu den Gastanks durchfressen?«, fragte der Fremde.

»Jetzt nicht mehr«, kommentierte der Kapitän. Warum sollte er auch zugeben, dass er auf diese Weise schon einmal eine halbe Ladung verloren hatte – und zum Glück nur die! Er überließ Perethon einfach wieder sich selbst und sah gebannt auf die Instrumententafel. Immer noch überall »Bitte warten!«

»Braucht ihr Computer immer so lange, um hochzufahren?«, fragte schließlich der alte Mann.

»Was? Äh, nein«, antwortete Hillri, der in Gedanken schon ganz woanders war. Eine Bewegung außerhalb des Raumschiffs erregte jetzt seine Aufmerksamkeit. Ein weiterer Mensch trat auf Glänzer zu, der sich immer noch mit irgendeiner Aufgabe vor dem Verwaltungsgebäude beschäftigte.

»Geht rein!«, murmelte er, aber leider taten ihm der Mensch und der metallisch funkelnde Toach nicht den Gefallen.

»Onkel, er ist da!«, informierte er seinen Verwandten.

»Moment noch!«, hörte der Kapitän ihn rufen, dann kam ein Stöhnen und Ächzen und dann schließlich hörte er ein paar wuchtige Schläge auf Metall, die im ganzen Schiff widerhallten und die Bodenplatten zum Vibrieren brachten.

»Was ist hier los?«, wollte der verwittert wirkende Mensch wissen, der offensichtlich immer noch keine Ahnung hatte, wer der Beamte war, mit dem sich Glänzer unterhielt. Offenbar hatte man den Krach, den sein Onkel machte, auch draußen hören können, denn der Neuankömmling sah jetzt auch zur *Gasoline* rüber.

»Starte jetzt die Triebwerke!«, rief der Onkel aus dem Maschinendeck. Kapitän Hillri griff nach der Steuerung und

drückte ein paar Knöpfe gleichzeitig. Alle Lampen flackerten im Schiff und ein paar der »Bitte warten!« Hinweise erloschen, während die Triebwerke hustend und röhrend zum Leben erwachten. Jetzt schien der Mann von der Behörde zu erkennen, dass dort etwas nicht stimmte und sein freundlicher Gesichtsausdruck, der Glänzer gegolten hatte, veränderte sich in das prüfende Gesicht, das Nepo Hillri III schon so gut kannte.

»Hinsetzen und anschnallen!«, herrschte der Kapitän Perethon an, der immer noch unschlüssig und scheinbar verängstigt mitten auf dem Kommandodeck stand. Der Kapitän hantierte an der Steuerung, während mehrere Warntöne wild durcheinander kreischten. Neben den »Bitte warten!«-Hinweisen gesellten sich noch einige rot und gelb leuchtende »Warnung!«- und »Systemfehler!«-Anzeigen, die das ganze Kommandodeck in ein unwirkliches Licht tauchten.

»Alle Energie auf die Triebwerke!«, befahl Kapitän Hillri und rief laut genug, um die ganze Kakophonie des Raumschiffs zu übertönen. Sein Onkel leitete alles, was der Reaktor hergab, um. Durch das Fenster konnte Hillri sehen, wie der Mann von der Behörde zunächst noch ein paar Schritte auf das Schiff zulief, als es aber vom Boden emporstieg, unter dem Fenster zurückblieb und dem Kapitän eine drohenden Faust entgegen schüttelte. Durch die plötzliche Bewegung des Schiffes wurde Hillri in seinen Sitz gepresst. Der Lärm, den die *Gasoline* machte, war fast unerträglich, aber sie glitten endlich den Sternen entgegen.

Als sie ein paar Minuten später den Orbit erreichten, wurde es wieder so leise im Schiff, dass sie sich verständigen konnten. Immer noch zeigten eine Menge Anzeigen ein fröhlich blinkendes »Bitte warten!«, aber immerhin waren viele der »Warnung!«- und »Systemfehler!«-Anzeigen erloschen.

»Wer war denn dieser Mann?«, wollte ein sichtlich erschrockener und mitgenommener Avid Perethon wissen.

»Tja, das war knapp. Er ist Beamter bei der Zulassungsbehörde. Er wollte die Wartungsprotokolle einsehen. Wenn er die *Gasoline* erreicht hätte, wären wir in den nächsten Monaten bestimmt nicht mehr gestartet«, erklärte Kapitän Nepo Hillri III. Er ignorierte für den Rest der Reise die »Bitte warten!«-Hinweise wie üblich mit einer Sturheit, die sich seit drei Generationen in seiner Familie durchgesetzt hatte.

Pogonomyrax

Der heiße Fahrtwind zerrte ihm an den schulterlangen, blonden Haaren, als sie über der einzigen, kreisrunden Wüste FORMIDES ihrem Ziel im Zentrum entgegenflogen.

»Die Radioaktivität würde aber zumindest erklären, warum diese Wüste entstanden ist« sagte General Phengararicon neben ihm gerade laut genug, um über die Geräusche des offenen Gleiters gehört zu werden.

»Ist die Radioaktivität in der Gegend nach dem Einbruch der Höhle weiter gestiegen?«, fragte Joshua Thyquist. Eigentlich war er nach FORMIDE gekommen, um Urlaub zu machen und sich auf seinen nächsten Auftrag vorzubereiten.

»Ja, erheblich sogar. Und die Radioaktivität macht Ihnen wirklich nichts aus?«, hinterfragte der Travane. Joshua Thyquist drehte sich dem zwei Meter großen Insekt zu.

»Nein, keine Sorgen. In mir steckt mehr als man sieht.«

»Ich hoffe es, denn meine Soldaten und ich reagieren sehr empfindlich auf Strahlung«, erinnerte der General. Thyquist nickte bestätigend und sah wieder nach vorne aus dem offenen Gleiter hinaus. Sanddünen bedeckten das Gebiet, das früher einmal Grasland gewesen sein musste. Und dann gab es da eine besonders hohe Düne, die das Ziel der Gruppe mit ihren fünfzig Soldaten war. Als sie an Höhe gewannen, um über die Düne zu fliegen, sah Thyquist zum ersten Mal das große, gezackte Loch im Boden, darunter absolute Finsternis. In respektvoller Entfernung zum Loch setzte der Gleiter schließlich auf und der Lärm seines Antriebs verstummte. Jetzt schlug Thyquist auch wieder der an Marsala erinnernde Geruch Phengararicons entgegen, der sich so gegenüber seinen Soldaten als General identifizierte. Die an viel zu groß geratene Ameisen erinnernden Travanen nutzten auch heutzutage nur in den seltensten Fällen verbale Sprache, um zu kommunizieren. Joshua Thyquist sprang aus dem Gleiter, gefolgt von General Phengararicon und dessen Soldaten.

»Wir gehen mit, soweit wir können«, versprach der General mit seiner schabend klingenden Stimme und klinkte sich in ein Seilgeschirr ein. Thyquist ging vorsichtig auf das gezackte Maul im Boden zu und sah über den Rand nach unten in eine dunkle Halle. Ebenfalls in ein Geschirr eingeklinkt, sprang er und ließ sich erst einmal nahezu ungebremst nach unten fallen, bevor er am Seil hängend einen Moment anhielt. Während sich seine Augen langsam an die Dunkelheit gewöhnten, konnte er Details der Umgebung erkennen: Der Boden lag noch etwa sechzig Meter unter ihm. Das Licht, das flach durch den Eingang fiel, traf auf eine Wand, in die viele Gänge zu verschwinden schienen. Mehr konnte er noch nicht erkennen, denn in diesem Moment gab ein Teil der Decke nach und Sand und Felsen stürzten an ihm vorbei, während einige der sich abseilenden Travanen gegen eine Wand geschleudert wurden. Thyquist ließ sich die letzten zehn Meter herunter und lief zu den verletzten Travanen, die am Boden zum Teil unter Schutt begraben waren.

»Lassen Sie sie zurück!«, rief General Phengararicon dem meistens als Menschen erscheinenden Wesen zu, »Wir schaffen es nicht, sie wieder nach oben zu bringen, bevor die Radioaktivität uns alle schädigt.«

»Aber ...« begann Thyquist noch.

»Es sind nur Soldaten! Sie sind ersetzbar!«, beharrte der General. Auch die unverletzten Soldaten kümmerten sich nicht um ihre verletzten Artgenossen und so gab Thyquist schließlich auf. Er musste sich den Gegebenheiten seiner Gastgeber fügen.

»Woher kommt die Strahlung?«, wollte er stattdessen wissen. Der General zeigte mit einem seiner vier Arme auf einen breiten Durchgang, der nach unten führte.

»Dort lang!«, rief er und die ganze Gruppe setzte sich wieder in Bewegung. Ein paar von Phengararicons Soldaten bildeten die Vorhut, Thyquist und der General gingen in etwa in der Mitte der Einheit. Er sah sich um und stellte fest, dass es sich bei diesem Höhlensystem um ein antikes Nest der

Travannen handelte. Es wirkte insektoider und chaotischer als die modernen Nester der Travannen, die Thyquist auf FORMIDE schon gesehen hatte. Schon bald reichte das Licht aus dem Eingang nicht mehr aus, um mehr als Konturen zu erkennen und Thyquist griff auf eine Taschenlampe zurück.

»Dies hier könnte das verlorene Reich von Königin Pogonomyrax sein!«, vermutete General Phengararicon, als sie eine Weile im Gang unterwegs waren.

»Die erste Königin, die erwacht ist?«, wollte Thyquist wissen, der einen Teil der Geschichte der Travannen kannte.

»Genau diese. Kaiserin Gerontofomcreata bestätigt diese Information soeben: Sie erkennt den Geruch ihrer Sippe«, informierte der Travane weiter. Da erinnerte sich Thyquist daran, dass die Travannen auch telepathisch miteinander kommunizierten.

»Dann ist die Struktur hier mehr als 10.000 Jahre alt!«, wusste Thyquist.

Immer tiefer ging es hinunter, inzwischen über blanken Felsen, schwarzen Staub und Geröll in die nur von Thyquists kleiner Taschenlampe unterbrochene Dunkelheit. Den Insektoiden schien es nichts auszumachen, sie verließen sich bei der Orientierung auf Sinne, die Thyquist nicht besaß. Irgendwann fiel es Thyquist dann auf, dass verstreut auch immer wieder Knochen herum lagen.

»Diese Knochen stammen nicht von unseren üblichen Beutetieren«, bemerkte schließlich auch General Phengararicon.

»Würde man Überreste Ihrer Art heute noch finden können?«, fragte Thyquist.

»Unser Exoskelett zerfällt in der Regel zu diesem Staub, vor allem hier in der Trockenheit sollte das innerhalb weniger hundert Jahre passiert sein«, erklärte der Travane und scharfte mit einem Fuß durch den Staub. Dabei förderte er einen großen, raubtierartigen Schädel hervor, den Thyquist mit seiner kleinen Lampe gleich anleuchtete.

»Das ist der Schädel eines Rhloa!«, erkannte er erstaunt. Thyquist erinnerte sich an die Legenden, Claire Talbot hatte ihm aus der Sicht der Rhloa davon erzählt: Sie waren damals hier gewesen, als die Travanen die ersten Anzeichen von höherer Intelligenz gezeigt hatten, dem, was die geflügelten, weitestgehend an riesige Löwen erinnernde Säugetiere als »das Erwachen« bezeichneten. Sie waren von ihren geistlichen Führern beauftragt worden, die junge Zivilisation zu begleiten, vor zerstörerischen Einflüssen zu beschützen und in ihrer Entwicklung zu fördern. Claire Talbot war damals, vor vielen Jahrtausenden, persönlich dabei gewesen, aber sie machte auch heute immer noch ein Geheimnis daraus.

»Die Radioaktivität steigt immer weiter an, wir werden umkehren müssen!«, warnte der General, der in einer seiner vier Hände immer noch das Analysegerät hielt.

»Hier auf dem Weg ist die Strahlung an einer Stelle besonders hoch«, erkannte Thyquist und bahnte sich einen Weg durch die stehengebliebenen Travanen und suchte mit der Taschenlampe den Boden ab. Plötzlich fand er etwas Metallisches, es gab hohe Strahlung ab. Als er den Gegenstand aus dem Staub zog, war sogar Thyquist sehr erstaunt:

»Es sind Überreste eines Toachs!«, rief er zurück zum General.

»Ein Toach?«, wunderte sich Phengararicon. Aber ohne Zweifel handelte es sich um den zerstörten Torso eines atomar angetriebenen Toachs. Er hatte nicht viel mit den heutigen technischen Lebensformen zu tun, die ein Gründungsmitglied der Gemeinschaft interstellarer Nationen waren.

»Bringen Sie Ihre Leute hier raus! Es wird noch mehr radioaktive Toach geben. Ich werde versuchen die Quelle der Strahlung zu beseitigen«, versprach Joshua Thyquist. Er ging noch einmal zum General zurück, griff in seine Hosentaschen und holte seine Wertsachen heraus: Eine Taschenuhr und ein kleiner, unscheinbar wirkender Stein, die er beide dem General in die Klaue drückte.

»Nehmen Sie das bitte mit? Ich selbst bin gegen die Strahlung immun, aber ich möchte nicht, dass meine persönlichen Sachen verstrahlt werden«, bat er.

»Natürlich! Wir warten in der Haupthalle auf Sie«, bestätigte der General, steckte alles ein und ließ Thyquist dann alleine im Schein seiner Taschenlampe zurück. Tiefer und tiefer lief er in den Bau der großartigen Königin Pogonomyrax hinunter, kam an antiken Kampfschauplätzen vorbei, von denen nur noch der Staub der Travanen, die Knochen einiger Rhloa und die metallenen Überbleibsel von ganz wenigen Toach erzählten.

Und dann stand er vor der gewaltigen Bruthalle und sein Fuß stieß an eine steinerne Krone. Er hob sie hoch und erkannte, dass es sich dabei um die von Travanenarbeitern aus massiven Stein herausgefressene Krone der Königin Pogonomyrax handelte. Dies war wahrscheinlich die älteste Antiquität der Travanen überhaupt und vielleicht sogar der erste Gegenstand, der mehr als eine alltägliche Bedeutung hatte. Er befestigte sie an seinem Gürtel, nach einer Dekontamination würde sie einen Platz im Museum bekommen.

Und dann trat er in die Halle. Der Boden war dick mit dem Staub von Travanen überzogen. Zerschmetterte Knochen von Rhloa lagen überall dazwischen und vor ihm leuchteten schwach zwei Flecken in der Dunkelheit. Die Strahlung war hier unglaublich hoch, auch der Boden war voll von den Überresten der ungewöhnlichen Toach. Thyquist ging auf die leuchtenden Punkte zu und richtete seine Taschenlampe dorthin. Er fand einen massiven Tierkäfig, der groß genug war, um auch ausgewachsene Rhloa aufzunehmen. Dieser war offensichtlich von den Toach vor Jahrtausenden hierher gebracht worden.

Und zur Unbeweglichkeit verdammt fand er einen besonders großen Toach, an die Stahlstreben des Käfigs festgeschweißt. Seine Beine fehlten und der untere Teil des Torsos war wie von einer Explosion zerfetzt. Thyquist ging

näher an den Käfig heran und stellte fest, dass auch der Hinterkopf mit dem Gitter verschmolzen war.

»Sie hat mir in den Reaktor gebissen!«, sagte plötzlich eine dünne Stimme in einer so alten Sprache, dass Thyquist sich erst nicht sicher war, ob er sie verstanden hatte.

»Wer?«, fragte Thyquist die immer noch überraschend funktionstüchtigen Überreste des festgeschweißten Toach.

»Pogonomyrax! Die Explosion hat auch sie vernichtet. Alle sind tot! Nur die Rhloa, die ich gefangen habe, ist zusammen mit einigen anderen entkommen. Für die Schatzhüterin war dieser Käfig bestimmt, wir wollten uns den Schatz nutzbar machen. Ich hätte sie gleich töten sollen«, flüsterte die matte Stimme des Toachs.

»Ich kenne sie, sie lebt heute noch. Mehr noch, die Travanen sind erwacht! Die Rhloa begleiten sie heute noch. Und sogar die Nachkommen Deines eigenes Volk unterstützt heute die Menschen, die Travanen und die Rhloa! Ihr habt auf ganzer Linie verloren«, erklärte Thyquist.

»Wer bist Du?«, fragte der Toach wütend und versuchte, Thyquist mit seinen Augen zu fixieren.

»Ich bin einer der Sieben. Du weißt, wem ich diene!«, erklärte Thyquist. Ein allerletztes Mal versuchte der uralte Toach seine Arme vom Käfig zu lösen, die in der Explosion mit seiner eigenen Strahlung festgeschweisst worden waren. Mit einem schmerzerfüllten Schrei rissen sie von seinem Torso ab, der dann auf den massiven Stein unter dem Käfig fiel und dabei zerschellte. Nur sein Kopf blieb am Gitter hängen, doch die Augen erloschen.

Thyquist sah sich in der großen Halle um. Ein paar Toach hatten also damals versucht, das Erwachen der Travanen zu verhindern und den Rhloa ihren einzigartigen Schatz, das Geschenk Gottes, zu stehlen. Das hatte ihm Claire Talbot nicht gesagt. Dass Königin Pogonomyrax sich im Kampf geopfert hatte, um ihr Volk zu retten, wusste offensichtlich auch noch niemand. Doch das würde sich jetzt ändern!

»Zeit, aufzuräumen«, sagte Thyquist in die Leere des Raums und begann damit, alles radioaktive Material einfach so verschwinden zu lassen.

Jahre später, lange nachdem Joshua Thyquist, Claire Talbot und die anderen von den Sieben im Kampf gegen die Auserwählten gefallen waren, würde die einzige Wüste von FORMIDE verschwunden sein.

für den demokratischen Wandel

Noch nie hatte sich eine andere Gruppe Soldaten durch den Regierungspalast bewegt, als die Regierungsgarde, die auch das Präsidentum beschützte. Heute, am neunten Avelus des Jahres 5019, war es aber anders: Olas Epoch, das Vorsitzende des Übergangskomitees stand an der Spitze einer Truppe von regierungskritischen Soldaten, die Ihre neue Aufgabe in der Befreiung der Bevölkerung von der unechten Demokratie gefunden hatten. Vor zwei Monaten war Präsidentum Yal gesprächsbereit Epoch entgegengekommen, doch geändert oder konkretisiert hatte sich seit dieser Zeit überhaupt nichts. Es war sich nicht ganz sicher, ob dies der richtige Weg war. Es hatte Leute aus der aktuellen Regierung, Wissenschaftler und Militärs befragt. Es hatte zusammen mit diesen Leuten eine Strategie entwickelt und dies war nun die unweigerliche Folge davon. Olas Epoch fragte sich, ob sie auf Widerstand treffen würden. Sie hatten sorgfältig darauf geachtet, dass heute weitestgehend regierungskritische Soldaten Dienst hatten. Aber bei den eigentlichen Leibwächtern Yals konnte man das nicht so genau wissen. Es spürte, wie die Orlasier, die hier im Palast ihren Dienst taten, ihnen aus dem Weg gingen. Es schien, als wüssten sie alle genau, warum Epoch und die Soldaten heute hier waren und verschwanden unter Vorwänden von ihren Posten.

Jetzt standen sie unmittelbar vor dem Eingang in Yals persönliche Gemächer. Normalerweise sollten hier mindestens zwei Wachen stehen, aber die Plätze waren ebenfalls leer. Das Vorsitzende des Übergangskomitees zögerte einen Moment.

»Jetzt oder nie, Olas«, flüsterte General Pasal ihm leise zu. Der General war die treibende militärische Kraft hinter diesem Putsch. Wie lange hatten sie über Konsequenzen und Alternativen diskutiert, bis auch dem Vorsitzenden begreiflich geworden war, dass sie keine Alternative hatten? Pasal hatte recht: Mit jedem Tag, an dem es noch keinen konkreten

Wahltermin gab wurde das Übergangskomitee mehr der offensichtlichen Wirkungslosigkeit überführt. Wenn sie nicht den Rückhalt der Bevölkerung verlieren wollten, mussten sie jetzt handeln. Epoch machte eine zustimmende Geste mit seinen Tentakelarmen, daraufhin traten zwei Soldaten vor und öffneten die Flügeltüre in Yals Gemächer. Das Präsidium saß auf einem bequemen Hocker und unterhielt sich mit jemandem, erschrocken sprang es auf. Die beiden Soldaten traten ein und flankierten die Tür, während Epoch als drittes, gefolgt von General Pasal und den anderen Soldaten, eintrat.

»Was soll das?«, rief Yal laut. Seine Leibwächter, die am Rand des Raumes gesessen hatten, waren ebenfalls aufgesprungen und näherten sich dem Präsidium.

»Oosmar Yal, ich verhafte Sie im Namen des Volkes der Orlasier«, deklarierte Epoch laut. Es klang sehr selbstsicher, auch, wenn es sich gar nicht so fühlte.

»Wenn Sie sich nicht wehren, wird niemand verletzt. Ansonsten können wir für nichts garantieren!«, warnte es noch. Die einströmenden Soldaten richteten ihre Waffen auf Yal und alle anderen, die sich mit ihm im Raum befanden. Die Leibwächter Yals schienen zu zögern, wie sie jetzt zu reagieren hätten. Noch nie in all den Jahrhunderten hatte ein Leibwächter ein Kaiserum oder das Präsidium verteidigen müssen.

»Was ist das Vergehen, für das Sie mich verhaften wollen?«, fragte Yal. Es zitterte am ganzen Körper. Ob vor Wut oder Angst, das konnte Epoch nicht ausmachen.

»Wir verhandeln jetzt schon seit zwei Monaten über Wahlen und sind noch immer zu keinem Ergebnis gekommen. Das Volk ist zu der Erkenntnis gekommen, dass Sie und das Prophetum die Verhandlungen absichtlich in die Länge ziehen. Darüber hinaus werden Sie des Verrats am Volke angeklagt, da Sie jahrelang wichtige Informationen zu unserer Herkunft verheimlicht haben«, antwortete Epoch. Die Leibwächter orientierten sich am Präsidium. Aber das sank plötzlich ein wenig in sich zusammen.

»Ich werde mich nicht wehren«, versprach es. Auch seine Leibwächter wurden daraufhin von den Soldaten entwaffnet, ansonsten aber nicht weiter beachtet. Die Soldaten nahmen Yal und Epoch in die Mitte und so machte sich die Kolonne auf den Weg aus dem Palast hinaus.

Olas Epoch hatte nie vorgehabt, sich selbst an die Spitze des Staates zu setzen. Daher blieb es auch nicht im Palast. Es wollte nur die Missstände beseitigen, die in seinem Volk herrschten. Es hatte einen Schritt gemacht und danach die logischen Konsequenzen gezogen. Niemals hätte es gedacht, einmal Oppositionsführerum zu werden. Es war nicht übermäßig gebildet oder gar sehr intelligent. Es trug seine Herzen am rechten Fleck und es war hartnäckig. Wenn es Neuwahlen geben würde, wäre sein Ziel erreicht. Dafür kandidieren wollte es selbst jedoch nicht. Epoch war sich sicher, dass dies der Höhepunkt seines Lebens war und dass diese Tat auf jeden Fall einen Platz unter den Schnitzereien auf den Toren des Klosters verdient hätte. Wenn es das Kloster in ein paar Jahren noch geben würde.

Hintertüren

Darrin konnte gar nicht beschreiben, wie langweilig ihm war. Er gehörte schon seit einiger Zeit zur Wache des Präsidenten auf ARMATIN und in den ganzen drei Jahren, die er jetzt hier Dienst tat, war noch nie etwas passiert. Obwohl, das war eigentlich nicht richtig, denn hin und wieder gab es hier doch etwas zu Lachen: Das war dann meistens etwas, das der Präsident selber tat oder sagte und darüber war ihm leider verboten zu sprechen. Nicht einmal seiner Frau – sie selbst war schon Rentnerin – konnte er sagen, dass Jil Norman, der noble Präsident über alle Menschen, hin und wieder so zugedröhnt war, dass er überall Verrat witterte. Einmal mussten er und seine Kollegen alle Vasen aus der von ihm bewachten Vorhalle schaffen, weil Norman meinte, er würde durch die uralten Antiquitäten abgehört. Die Vasen standen dort schon viele Jahrhunderte und sicherlich hatte sie vorher noch kein Präsident bezichtigt, Spione zu sein. Aber Norman war der Präsident und so hatten sie die Vasen alle in das Büro irgendeines Sekretärs verfrachtet, der sich seitdem extrem aufgewertet vorkam. Irgendwie wurden hier nach und nach alle, die mit dem politischen Betrieb ARMATINS zu tun hatten, etwas seltsam. Sie konnten ja nicht alle exotische Drogen nehmen, aber vielleicht färbte das Seltsamwerden einfach nur ab und deswegen fragte er den Techniker, der vor ihm stand, sicherheitshalber einfach noch einmal:

»Sie wollen was?«

»Wartungsarbeiten an den Raumbriicken machen«, sagte der junge Techniker mit einem Gesichtsausdruck, der seinen Unwillen, gerade jetzt hier zu sein, mehr als deutlich widerspiegelte.

»Haben Sie mal auf die Uhr gesehen?«, fragte Darrin und sah zur Sicherheit selbst noch einmal auf die Zeitanzeige seiner Wachstation am Eingangsbereich zur Vorhalle des Präsidenten.

»Ja, ich habe mich auch geärgert. Da sitzt man Abends mit seiner Frau zu Hause und will eigentlich in Ruhe essen und dann rufen diese Typen an und wollen, dass man gleich alle Geräte im Präsidentenpalast durchprüft«, meckerte der junge Mann mit dem militärischen Haarschnitt. Das erinnerte Darrin, dass seine Frau sicherlich auch noch mit dem Essen auf ihn warten würde. Es würde ein spätes Nachtmahl werden. Wieder einmal.

»Können Sie mir bitte mal den Auftrag zeigen? Ich habe hier nämlich keine Ankündigung.«

Der junge Techniker griff abwesend in eine seiner vielen Taschen am Gürtel und holte ein Lesegerät hervor, in dem ein Datenspeicher steckte. Darrin nahm es entgegen und sah sich die Genehmigung an. Sie war vom Militär ausgestellt worden.

»Eine Genehmigung vom Militär?«

»Irgendwie seltsam, was?«, stimmte auch der Techniker zu, der Darrin abschätzend musterte. Aber die Signatur war korrekt und die Unterschrift stammte von einem Hauptmann namens Theow, den Darrin noch aus seiner eigenen aktiven Zeit beim Militär kannte.

»Irgendwas wird wohl wieder sein«, kommentierte der alte Wachmann und nickte dem Techniker auffordernd zu. Er nahm seinen Werkzeugkoffer wieder hoch und ging an die gegenüberliegende Wand, um sich dort um die Raumbrücke zu kümmern.

Da Darrin nichts Besseres zu tun hatte – Präsident Norman hatte sich bereits in seine eigenen Gemächer zurückgezogen und würde da sicherlich auch nicht mehr mit eigener Kraft herauskommen – beobachtete er den Techniker aus der Entfernung. Er hatte die Bedieneinheit, die rechts neben der polierten Metallfläche der Raumbrücke lag, abgenommen. Dahinter kam das übliche technische Gerüst einer Bedieneinheit zum Vorschein, in das der Techniker jetzt ein Diagnosegerät stöpselte. Darrin fand das etwas seltsam, denn die Diagnosegeräte konnte man üblicherweise auch über eine Schnittstelle an der Front einstecken, ohne die Oberfläche

abnehmen zu müssen, aber er war hier für die Sicherheit zuständig und nicht für die Technik. Da kannte er sich nicht aus.

»Das ist aber ein unüblicher Zeitpunkt für die Wartung. Es ist doch schon mitten in der Nacht«, sagte Darrin von seinem Platz aus. Er wollte sich einfach ein wenig mit dem jungen Techniker unterhalten – und ihm mal auf die Finger schauen. Sicher, er hatte auch schon so eine Raumbücke verwendet, aber bis heute wusste er noch nicht, wie die Dinger eigentlich funktionierten. Irgendwie funktionierten sie wie Türen über eine andere Dimension. Wenn man zwischen zwei dieser Geräte die Brücke herstellte, konnte man mit einem Schritt von einem Ort zum anderen wechseln. Egal, ob die Orte nun ein paar Meter oder tausende Kilometer auseinander lagen. Vielleicht würde ja der junge Techniker ihm da noch was beibringen können. Langsam näherte er sich dem Mann.

»Tagsüber ist ja auch immer viel Betrieb«, kommentierte der Techniker trocken. Das konnte Darrin nicht bestätigen – zumindest nicht im Bezug auf die Raumbücke, an der der Mann gerade arbeitete. Sie war nur alle paar Tage mal in Betrieb, wenn mehr oder weniger prominente Politiker oder Vertreter der Wirtschaft den Präsidenten besuchten, ohne durch den Eingang des Regierungspalastes gehen zu müssen. Das waren meistens die, die irgendwelche Geschenke dabei hatten. Darrin sah lieber gar nicht mehr so genau hin.

»Und was prüfen Sie jetzt genau?«

»Hören Sie, wollen Sie mich hier aufhalten, oder was? Ich habe keine Zeit, mich mit Ihnen zu unterhalten! Da sind noch zwanzig weitere Geräte, die ich alle überprüfen muss! Und da ich morgen nicht frei habe, will ich irgendwann auch noch mal schlafen gehen!«, meckerte der Techniker weiter.

»Ist ja gut«, brummte Darrin und ging wieder auf seinen Posten zurück. Irgendwas störte ihn an dem Mann. Er sollte alle Raumbücken im Haus testen? Das war mehr als ungewöhnlich! Er setzte sich lieber mit seinen Kollegen auf den anderen Etagen in Verbindung. Schnell wurde klar, es

waren noch mehr Techniker im Haus, sie alle hatten gültige Unterlagen vom Militär und fummelten irgendwas an den Raumbrücken. Mitten in der Nacht.

Immer noch nicht überzeugt beschloss er, seinen Vorgesetzten zu informieren.

»Wurden Sie über Wartungsarbeiten an den Raumbrücken informiert, die gerade durchgeführt werden?«, fragte er leise in das Kommunikationsgerät an seiner Station.

»Ja, ich habe vor drei Minuten eine Info dazu rumgeschickt. Es geht wohl um einen Sabotageverdacht, der jetzt mit einer aktuellen Programmierung behoben werden soll.«

»Sabotage!«, kommentierte Darrin und hörte, wie bei seinem Abteilungsleiter weitere Anrufe eingingen.

»Ich habe mit Hauptmann Theow persönlich gesprochen. Und jetzt lesen Sie die Info und lassen Sie mich in Ruhe! Ich kann auch nichts dafür dass nichts angekündigt wurde!«, rief er ärgerlich und trennte die Verbindung.

Darrin musterte wieder den militärisch wirkenden Techniker, der das Diagnosegerät wieder aus der Verbindung zog und das Bedienfeld wieder an die richtige Stelle setzte. Das tat er sehr routiniert, aber irgendwie wirkte es trotzdem seltsam. Der Veteran näherte sich dem Techniker wieder.

»Sie sind doch kein Techniker, Sie sind doch sicher ein Soldat«, vermutete er und versuchte, den Techniker aus der Ruhe zu bringen. Der junge Mann stand auf und richtete sich zu seiner vollen Größe auf und sah auf älteren Mann hinunter.

»Sie waren früher Soldat, richtig?«, fragte der Techniker und es wirkte nicht so, als sei er von der Waffe im Gürtel des Wachmanns beeindruckt, als Darrin aus Reflex die Hand auf den Griff legte.

»Ich habe ein Auge für das Militär. Mir macht man so schnell nichts vor«, behauptete Darrin. Der Techniker zögerte noch eine Sekunde bevor er antwortete:

»Ich gehöre zum militärischen Heimatschutz. Wir befreien ARMATIN von allen schädlichen Einflüssen«, sagte er mit Stolz und ließ schnell einen militärischen Dienstaussweis aus seiner

Hosentasche auftauchen, der genauso schnell wieder darin verschwand. Darrin nickte zufrieden.

»Habe ich mir gedacht! Bei mir ist Ihr Geheimnis sicher!«, versprach er und kehrte auf seinen Posten zurück, während der als Techniker getarnte Soldat seine Sachen aufhob und zur nächsten Raumbrücke ging.

Später in der Nacht, als Darrin nach Hause ging, fühlte er sich seltsam sicher. Was auch immer geplant gewesen war, wer auch immer dahintersteckte, der Heimatschutz hatte es vereitelt. Norman war in Sicherheit, niemand würde die Raumbrücken als Hintertür nutzen können. Und trotzdem wünschte sich ein kleiner Teil von ihm selbst, das die Zeit von Norman bald zu einem Ende kommen würde. Denn, mal ehrlich, wer brauchte schon einen korrupten Präsidenten auf Drogen, der vor Vasen Angst hatte? Doch als loyaler Wachmann der Palastwache und ehemaliger Soldat konnte er solche Überlegungen nicht einmal mit seiner Frau teilen.

Antigravitonen

Sie hatten nicht nur die üblichen Handelsrouten hinter sich gelassen, sondern hatten sich weit in das unerforschte Raumgebiet hinter den Grenzen der Gemeinschaft vorgewagt. Außer ihrem Dreißig-Mann-Raumschiff gab es hier nichts mehr. Keine Sonnen, keine Planeten, gar nichts. Das Schwarze Loch in der Nähe hatte sich alles einverleibt.

»Wenn wir unseren Antrieb von jetzt auf gleich verlieren würden, wären wir verloren«, referierte Professor Lilaptar, »Es würde zwar Jahre dauern aber irgendwann würde uns das schwarze Loch schlucken. Wir sind schon hier in seinem Einflussbereich!«

»Dann ist es ja gut, dass wir nicht so lange hier bleiben werden«, entgegnete Rumon Flarion leicht genervt.

»Ja, richtig!«, lachte der Toach, dem es vollkommen entgangen war, dass er seinen menschlichen Auftraggeber nervte. Vielleicht hatte er es aber auch bemerkt und ignorierte es völlig.

»Sind Sie sicher, dass dieses Schwarze Loch den Anforderungen entspricht?«, fragte Flarion noch einmal. Er war in den letzten Tagen vorsichtig geworden. Lilaptar hatte sich nicht als das verlässliche Genie erwiesen, für das er allgemein gehalten wurde.

»Absolut! Es handelt sich um ein sehr kleines Schwarzes Loch und entspricht am ehestem dem, das Sie in Ihrer Vision gesehen haben«, bestätigte Lilaptar sofort.

Seine Vision. Vor einem knappen Jahr war es passiert, es war erhebend und schrecklich zugleich gewesen! Er gehörte seit einigen Jahrzehnten schon dem »Orden der Könige von ARMATIN« an. Ihr Ziel war die Führungsrolle für die Menschen innerhalb der Gemeinschaft und in der Galaxie. Wie alle seine Ordensbrüder konnte er seinen Stammbaum bis auf einen der Könige von ARMATIN zurückführen. Er gehörte heute zum Führungskader des Ordens. Und dann hatte er im

gemeinsamen Gebet mit seinen Brüdern eine Vision gehabt. Da wurde ihm klar, dass er den ultimativen Führungsanspruch innerhalb des Ordens erheben würde, wenn es soweit war. Sobald er wieder zurück war von dieser Mission.

»Also gut, was machen wir jetzt?«, fragte Flarion und strich sich eine Strähne der langen, schwarzen Haare aus dem Gesicht.

»Wir müssen es vermessen«, erinnerte Professor Lilaptar. Lange hatte es gedauert, bis Flarion überhaupt nur mit ihm sprechen konnte. Der Erfinder des Kilo-Edlat-Antriebs hatte sich dermaßen abgeschottet, dass nicht einmal die engsten Mitarbeiter wirklich Kontakt zu ihm hatten. Als Flarion ihn dann endlich persönlich kennengelernt hatte, war er sehr enttäuscht gewesen.

»Noch einmal?«, fragte Flarion frustriert.

»Wollen Sie einen Fehler riskieren? Ich glaube kaum, dass Tatrissobak einen Fehler tolerieren würde!«, schnauzte ihn der technisch wirkende Toach an. Sie hatten diese Diskussion schon mehrfach geführt. Und wieder führte Professor Lilaptar Tatrissobak an. War das vielleicht der Ausdruck des Toachs für das höhere Wesen, das er in seiner Vision gesehen hatte? Und vielleicht war Lilaptar auch durch den Kontakt mit der höheren Lebensform wahnsinnig geworden, denn wahnsinnig war er, da hatte Flarion keinen Zweifel mehr.

»Ich will nur endlich einen Erfolg verbuchen können!«, entgegnete Flarion knapp und wesentlich weniger ärgerlich, als er sich fühlte.

»Das werden wir, mein Freund, das werden wir!«, murmelte der Toach und ließ seine elektronisch gesteuerten Hände über das Bedienfeld seines Schiffes gleiten. Er war schon wieder in der Analyse versunken und hatte die Anwesenheit des Menschen hinter ihm wahrscheinlich schon wieder vergessen.

Flarion überlegte, was der Erfolg für ihn persönlich bedeuten würde. Wenn es ihm zusammen mit Lilaptar

wirklich gelingen würde, das Schwarze Loch zu öffnen, dann würde er das höhere Wesen vor seinem Untergang retten können. Es würde sich erkenntlich zeigen. Er würde nie sterben und ewig über die Menschen herrschen können. Auch das war ihm in der Vision gezeigt worden. Er hatte sich auf einem goldenen Thron gesehen, auf den Ruinen der Kathedrale von PRIMTON auf ARMATIN.

»Ein Riss von einhundertsechzehn Sekunden sollte reichen«, errechnete Lilaptar schließlich und drehte sich zufrieden wieder dem Menschen zu. Lilaptar war in einem jämmerlichen Zustand gewesen, als er ihn abgeschottet von dem Rest der Gesellschaft auf ARATIS gefunden hatte. Der berühmte Erfinder, der ein neues Zeitalter der Raumfahrt eingeleitet hatte, war nicht mal mehr in der Lage gewesen, sich selbst zu versorgen. Die wenigen Toach, die bei ihm geblieben waren, hatten Angst vor ihm. Von dem stolzen Toach, dem gefeierten Wissenschaftler, der hundertfach schnellere Antriebe als die herkömmlichen Systeme ermöglicht hatte, war nichts mehr übriggeblieben. Es war, als hätte jemand oder etwas seine Seele entfernt.

»Können wir einen so langen Riss erzeugen?«, fragte Flarion.

»Ja natürlich, sonst wären wir nicht hier. Tatrissobak hat es mir gezeigt. Sie hat mir alles gezeigt!«, behauptete er. Lilaptar hatte heimlich immer wieder Bilder von ihr gekritzelt, Flarion hatte sie zufällig einmal gesehen. Er stellte sie als eine große Toach mit einem Widderkopf dar. Rot glühten ihre Augen und Rauch stieg aus ihrer Nase. Und in den neueren Bildern war sie nur noch ein schwarzer Schatten in einer rot lodernnden Flamme. In seiner eigenen Vision hatte Flarion keinen klaren Eindruck davon bekommen, wie das höhere Wesen aussah. Aber wie eine Toach sicherlich nicht, da war sich der Mensch sicher.

»Ja, ich weiß: Das Technische Kompendium. Die Quelle der Naturgesetze«, wiederholte der Mensch die Aussagen des Toach, die jetzt sicherlich wieder kommen würden.

»Seien Sie froh, sonst könnten wir unsere Mission nicht erfüllen!«, schimpfte Lilaptar, der die menschliche Ignoranz erkannte. Der silberne und schwarze Toach schimpfte leise weiter vor sich hin in Sprachen, die Flarion nicht kannte, während er sich wieder an den Kontrollen vor ihm zu schaffen machte.

Ob das höhere Wesen auch den Toach eine Existenz in der neuen Ordnung zudachte? Würden die Toach den Menschen als ihre Sklaven dienen, wie alle anderen minderwertigen Spezies auch?

»So!«, rief plötzlich Lilaptar erfreut und der ganze Ärger war aus seiner rudimentären Mimik gewichen, »Jetzt werden Sie gleich Zeuge, wie man ein Schwarzes Loch öffnet!«

»Tun Sie es, Professor!«, ermunterte ihn Flarion.

»Um die Gravitation eines Schwarzen Lochs auszuschalten, muss man die dafür verantwortlichen Gravitonen vernichten«, erklärte Professor Lilaptar in einem Monolog. Ihm schien es egal zu sein, ob der Mensch überhaupt zuhörte.

»Nach den Gesetzen der Dimensionalphysik ist das ausschließlich mit Antigravitonen möglich, die allerdings nur in einem alternativen Dimensionalgefüge in ausreichenden Mengen vorkommen. Also schaffen wir einen Übergang zwischen einem entsprechenden Dimensionalgefüge und dem unseren, um Antigravitonen zu überführen und in das Schwarze Loch einzuleiten. Dort werden sie mit den Gravitonen zu reiner Energie zerstrahlen, die dann gemeinsam mit der gefangenen Materie den Ereignishorizont auflösen sollte.«

Professor Lilaptars metallene Hand verharrte immer noch regungslos wenige Millimeter über dem Auslöser des Torpedos. Flarion war ungeduldig, aber er wusste, dass er den Toach jetzt nicht unterbrechen konnte.

»Wissen Sie eigentlich, was wir hier tun? Wir planen die Rettung des Herrn des Universums!«, schwadronierte er. Also hatte auch Lilaptar verstanden, worum es ging. Trotz oder vielleicht sogar gerade wegen seines Wahnsinns.

»Genau das ist der Grund, Professor!«, bestätigte Flarion, »Der Orden der Könige von ARMATIN, den ich vertrete, dient ihm schon seit Hunderten von Jahren. Wir sind Teil des ewigen Kampfes zwischen unserem Herren und dem sogenannten Schöpfer, der vor so vielen Jahrtausenden die Herrschaft über die Menschen aufgegeben hat. Der Endkampf ist nah! Und wir bereiten den größten doppelten Boden vor, den das Universum je gesehen hat!«

»Doppelter Boden! Das gefällt mir!«, sagte Lilaptar und drückte endlich den letzten Knopf. Vom kleinen Raumschiff mit den gewaltigen Antrieben flog ein unscheinbarer Torpedo in Richtung des Schwarzen Lochs. Statt des üblichen Sprengsatzes war er umgebaut worden und steckte jetzt voller komplexer Systeme, die für die Erzeugung eines dimensionalen Übergangs gebraucht wurden.

»Fünf Minuten bis zum Ziel«, sagte Professor Lilaptar mit einem Blick auf den Anzeigen. Rumon Flarion hoffte inständig, dass Lilaptar zumindest in der Technik noch fit genug war, dass er einen funktionierenden Übergang mit Translationsmatrix herstellen konnte. In diesem Moment starrte der Toach immer noch auf die Anzeigen und murmelte wieder irgendwas von Tatrissobak und wie sehr sie ihm fehlen würde. Ob die beiden mal verheiratet waren? Vielleicht war sie ja kein höheres Wesen, vielleicht war sie einfach seine Frau gewesen. Keine besonders schöne, mit dem Widderkopf, aber immerhin. Ob sie in Feuer und Flamme umgekommen war, wie die neueren Bilder andeuteten?

»Drei Minuten noch«, informierte Lilaptar den reichen Industriellen von ARMATIN.

»Wer ist Tatrissobak?«, fragte Flarion, um die Zeit zu überbrücken. Fast erschrocken drehte sich der Professor zu ihm um.

»Woher kennen Sie sie?«, fragte er mit einem aggressiven Unterton.

»Ich kenne sie nicht. Aber Sie sprechen doch die ganze Zeit von ihr! War sie Ihre Frau?«, antwortete Flarion erstaunt. Wütend sah Lilaptar ihn an.

»Wenn Sie nicht wissen, wer sie ist sollten Sie besser nicht über sie sprechen. Glauben Sie mir, Sie würden es nicht überleben, wenn Sie sie kennenlernen würden«, behauptete Lilaptar und drehte sich ohne einen weiteren Kommentar wieder seinem Kontrollpult zu.

Flarion war plötzlich sehr froh, dass er Lilaptar bald nicht mehr brauchen würde. Die Pläne für die Technologie, die der Toach entwickelt hatte, hatte er alle schon kopiert. Und wenn dieser Testlauf erfolgreich abgeschlossen war, würde der Mensch alle Spuren beseitigen.

»Eine Minute noch«, zählte Lilaptar weiter herunter. Flarion sah, wie der Torpedo planmäßig relativ zum Schwarzen Loch langsamer wurde. Zum Halten würde er jetzt nicht mehr kommen können, denn er war schon im Gravitationssoog der Singularität.

»Jetzt!«, sagte Lilaptar leise und auf dem Hauptschirm sahen sie, wie plötzlich ein leuchtend weißer Riss im sichtbaren Universum entstand, als der Torpedo einen Durchgang zu einem anderen Raumgefüge öffnete.

»Es funktioniert! Wir haben Antigravitonen in unser Raumzeitgefüge überführt!«, freute sich Lilaptar. Flarion überprüfte die Werte, die die Sensoren lieferten und kam zum selben Schluss: Sie hatten es geschafft! Die Translationsmatrix ermöglichte den Teilchen aus dem anderen Dimensionalgefüge, auch in diesem Raum zu existieren. Der mehrere Kilometer breite Riss spie gewaltige Mengen Antigravitonen und Photonen aus, die ein leuchtendes Band erzeugten. Das Band bewegte sich gleich auf den Ereignishorizont des Schwarzen Lochs zu. Es wirkte wie Milch, die man in fließendes Wasser goss: Die Struktur wurde länger und länger. Gebannt sahen die beiden zu, wie die leuchtende Wolke den Ereignishorizont erreichte und dann dahinter unsichtbar verschwand.

»Die Gravitation des Schwarzen Lochs fluktuiert«, meldete Professor Lilaptar.

»Es funktioniert!«, jubelte Flarion zufrieden und sah, wie immer mehr Antigravitonen von der unsichtbaren Wand verschluckt wurden. Und immer noch mehr Antigravitonen sprudelten aus dem Riss hinaus und flossen in Richtung des Lochs im All.

»Ich bin mir nicht sicher«, schränkte Lilaptar zögerlich ein, »Fluktuiierende Werte waren eigentlich nicht vorgesehen.«

Flarion warf selbst einen Blick auf die Gravitationsanzeige vor ihnen. Immer wieder ging der Wert um ein paar Prozent nach unten, dann schnellte er wieder hoch. Der Ereignishorizont begann ebenfalls zu schwanken. Mal kamen wieder ganze Schwaden des leuchtenden Antigravitonenbandes heraus, dann schluckte das Schwarze Loch wieder ganze Stücke aus dem Strom in einem.

»Sollten wir uns nicht besser zurückziehen?«, fragte schließlich Flarion. Professor Lilaptar arbeitete ohne zu antworten weiter an den Anzeigen vor sich, um herauszufinden, was da passierte. Nach drei langen Minuten – der Riss zwischen den Raumgefügen hatte sich inzwischen wieder geschlossen – sprang der Ereignishorizont plötzlich eine ganze Strecke auf das kleine Raumschiff zu.

»Ja, das sollten wir vielleicht wirklich besser«, antwortete Lilaptar und gab Befehl zur Rückkehr.

»Professor, was passiert hier gerade? Waren Ihre Berechnungen falsch?«, wollte Flarion wissen, während das Raumschiff drehte und die Antriebe Leistung aufnahmen.

»Nein, meine Berechnungen waren korrekt. Aber ich hätte nie gedacht, dass die Antigravitonen kippen könnten«, gestand der Toach. Der Ereignishorizont sprang ein paar mal in Folge auf das Raumschiff zu und kam der winzigen Blase aus Metall und Luft näher als je zuvor.

»Was bedeutet kippen?«, fragte Flarion und bemerkte erschrocken, wie ein paar Gegenstände umfielen. Der Boden des Schiffes schien sich zu neigen und der Nachfahre des

großen König Flarions hielt sich jetzt am Kommandopult fest. Der Ereignishorizont sprang immer wieder auf das kleine Raumschiff zu.

»In der Gegenwart großer Gravitonenvorkommen scheinen Antigravitonen zu invertieren und selbst zu Gravitonen zu werden. Deshalb haben wir hier sehr seltsame, unvorhersehbare Gravitationsphänomene«, erklärte Lilaptar. Er hielt sich auch am Kommandopult fest. Die Antriebe kreischten nutzlos und schafften es nicht mehr, das Raumschiff auch nur auf Abstand zum Ereignishorizont zu halten. Flarion fühlte sich immer schwerer und kletterte mit letzter Kraft auf die ehemalige Seitenwand des Kommandopults, wo er zusammengekauert liegen blieb. Sogar das Atmen fiel ihm immer schwerer. Lilaptar, der immer noch an der aktuellen unteren Seite des sich langsam verbiegenden Pults hing, verlor plötzlich den Halt und zerschellte wie aus der Pistole abgeschossen auf der Rückwand des Raumes, riss ein Loch hinein und wurde aus dem Schiff heraus gezogen, dem Ereignishorizont entgegen. Und während es schließlich auch Flarion in seine Bestandteile zerlegte, war sein letzter Gedanke, dass es für seinen Herrscher also doch keinen doppelten Boden geben würde, wenn er in den Kerker ging.